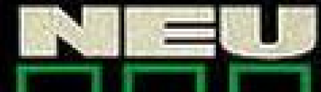
1,70 DM / Band 467
Schweiz Fr 1,60 / Österr. S 13,-




BASTEI

GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

# Der Nebelmörder

Frankreich F 7,00 / Italien L 1000 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140




# Der Nebelmörder

## John Sinclair Nr. 467

***von Jason Dark***

***erschienen am 16.06.1987***

***Titelbild von Nicolai Lutohin***

Sinclair Crew

# Der Nebelmörder

**Vor fünfzig Jahren wurde der Nebelmörder von Polizeikugeln getötet und begraben.**

**49 Jahre später kam ein Regisseur auf die Idee, das Leben und die Untaten des Killers zu verfilmen. 50 Jahre nach dem Ende des unheimlichen Mörders fand die Premiere des Films statt.**

**Noch am gleichen Abend begann das blutige Drama…**

Der Nachtwächter konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, was der Typ hier suchte. Das musste ein Narr sein, ein Verrückter, ein Sammler.

Wer sonst wollte schon heimlich in eine der Asservatenkammern von Scotland Yard eindringen?

Normalerweise wurde die Kammer nicht bewacht. Sie stand aber auf einem privaten Lagergelände, und um diese Mauern drehte der Nachtwächter seine Runden.

Dass er die Asservatenkammer mitbewachte und auch einen Schlüssel besaß, verstand sich von selbst, zudem hatte er in der Steinbaracke auch seine Bude, wo er die Pausen verbrachte.

So wie jetzt…

Nur war diese Pause abrupt unterbrochen worden, und das hatte er noch nie erlebt.

Die Klinge war kalt wie ein Eiszapfen und schnitt in seinen Hals.

Das wusste der Mann genau, deshalb hütete er sich vor einer verdächtigen Bewegung. Warten musste er, nur warten. Der andere wollte etwas von ihm, das würde er ihm auch sagen.

Vor sich auf den Tisch hatte der Nachtwächter die Thermoskanne gestellt. Sie war noch mit Kaffee gefüllt, er hatte seine Pause erst beginnen wollen.

Der Schatten hinter ihm bewegte sich nicht. Dafür aber die Hand und das Messer.

Die Klinge glitt am Hals des Mannes entlang. Er hörte das leise Schaben, aber er verspürte keinen Schmerz, denn der Mann schnitt nicht in das Fleisch.

Dafür sprach er. »Ich kann das Messer auch drehen, mein Freund. Dann bist du hin!«

Der Nachtwächter hatte der Stimme gelauscht und darüber nachgedacht, ob er sie schon einmal gehört hatte. Vielleicht, aber durch das Flüstern war sie völlig entstellt. Er konnte kaum heraushören, ob es eine junge oder alte Stimme gewesen war.

Aber der erste Schreck war vorbei. Es kostete den älteren Mann Mühe, eine Frage zu formulieren. »Was… was wollen Sie denn?« fragte er.

»Hier gibt es nichts.«

»Den Schlüssel!«

Der Nachtwächter schluckte. »Welchen?«

»Ich will in die Kammer.«

»Okay, okay, Sie bekommen ihn.«

»Das möchte ich dir auch geraten haben, Alter!«

Der Nachtwächter holte tief Luft. »Sie… Sie müssen das Messer wegnehmen. Ich muss mich bewegen können, die Klinge soll nicht…«

Sie verschwand, aber gleich darauf spürte der Mann den Druck der

Spitze in seinem Rücken.

»Keine unnötige Bewegung, Alter!«

»Natürlich, Sir, natürlich.« Der Nachtwächter wollte gern noch einige Jahre leben. Dementsprechend vorsichtig holte er aus der Kitteltasche die Schlüssel. Sie passten zu mehreren Lagertüren und befanden sich an einem runden Bund. Als er sie hervorzog, klirrten sie leise gegeneinander.

Der Nachtwächter legte die Schlüssel vor sich auf den Tisch und sah sie im Licht der kleinen Lampe glänzen. »Such den richtigen heraus«, flüsterte der Mann hinter ihm.

»Es ist der längste, der, der etwas hervorsteht.«

»Gut.« Der Messerdruck schwand nicht, als der Eindringling an dem Nachtwächter vorbei nach dem Bund fasste.

Jetzt folgte die entscheidende Sekunde. Von zahlreichen Schulungen her wusste der Mann, dass der Einbrecher jetzt zur Sache kam und den Zeugen ausschalten musste.

Es gab Männer, die einfach ermordet wurden, andere hatte man nur bewusstlos geschlagen.

Wie würde der Kerl hinter ihm reagieren?

Noch nie zuvor war der Nachtwächter so sehr mit dem Tod konfrontiert gewesen wie in diesen Augenblicken. Die Angst überrollte ihn förmlich.

Der Mann hinter ihm hatte zugeschlagen. Hart und zielsicher. Er kannte sich aus, und der schwere Körper des Nachtwächters kippte nach vorn.

Das Gesicht berührte zuerst die Tischplatte, der Arm auch, und er schob noch die Thermoskanne so zur Seite, dass sie umkippte. Die braune Brühe rann hervor, breitete sich auf der Platte aus, floss auch über den Rand und tropfte zu Boden.

Den Dieb interessierte das nicht. Er hatte den Schlüssel. Darauf war es ihm angekommen.

Die Bude des Nachtwächters war klein. Der Eindringling drehte sich und schritt durch die offene Tür mit dem großen Glaseinsatz.

Danach führte ihn sein Weg tiefer in die Baracke, bis er vor einer Metalltür stehenblieb. Hinter ihr, das wusste er, lag das Ziel.

Er bückte sich. In der linken Hand hielt er eine kleine Lampe. Der dünne Strahl erfasste das Schloss, in das er den Schlüssel steckte und ihn zweimal drehte.

Der Weg war frei!

Muffiger Geruch schlug ihm entgegen. Es roch nach alter Kleidung, aber auch nach Mottenpulver und Bohnerwachs. Der Boden bestand aus Fliesen, die blankgescheuert waren. Rechts und links wuchsen vor den Wänden Regale in die Höhe. Die einzelnen Schubfächer waren ebenfalls mit Kleidungsstücken gefüllt. An jedem baumelte ein heller

Registrierzettel. Zudem waren die Regale auch beschriftet worden. Der Eindringling konnte die Jahreszahlen ablesen und musste sehr tief in den Raum hineingehen, um das Jahr zu finden, das für ihn wichtig war.

1936!

Der dünne, helle Lichtfinger war über die Regale gewandert. Für einen Moment verharrte er auf dem kleinen Schild mit der Zahl 1936.

Der Dieb nickte.

Er trug eine dunkle Kleidung. Hose, Pullover und eine Jacke. Da konnte er in den Schatten eintauchen, um nicht gesehen zu werden. Sich entdecken zu lassen, das hatte er nicht vor.

Vor ihm befand sich ein hohes Regal. Es war in mehrere Fächer unterteilt. Einige davon waren leer. Fünfzig Jahre sind eine lange Zeit, man hatte damals noch nicht so genau die Spuren gesichert.

Aber das Teil, das der Eindringling suchte, musste einfach vorhanden sein. Er hatte sich zuvor erkundigt, genau nachgeforscht, es gab kein Vertun.

Mit einer Hand schleuderte er die Dinge zu Boden, die nicht wichtig für ihn waren. Hosen, Pullover, Gürtel, Hemden, alles flog heraus und landete neben ihm auf den Boden.

Der Mann zischte einen Fluch. Er hatte mit einem schnelleren Erfolg gerechnet und wurde allmählich sauer. Dabei war das Teil, das er suchte, kaum zu übersehen. Schließlich gehörte es zu den größten Stücken, die hier aufbewahrt wurden.

Und er fand es.

Praktisch als letztes und sehr hoch liegend. Nur einen Zipfel bekam er zu fassen, zerrte daran, und einen Augenblick später segelte ihm die Beute wie ein großer Vogel entgegen.

Der Dieb musste zur Seite treten, sonst wäre der Gegenstand auf seinen Kopf gefallen. Geschickt fing er ihn auf, breitete ihn auseinander und nickte zufrieden.

Ja, er hatte genau das gefunden, wonach er so sehr suchte.

Es war der Umhang!

Solch ein Kleidungsstück hatte der Mörder damals getragen. Es war ebenso sein Zeichen gewesen wie das Messer mit der breiten, langen Klinge, die immer dann aufblitzte, wenn er zustach.

In den Nebelnächten war er unterwegs gewesen. Ein Schatten, ein grausamer Todesbote, eingehüllt in den Umhang und mit einem alten Schlapphut auf dem Kopf.

Den suchte der Mann ebenfalls.

Er verfiel dabei in eine regelrechte Hektik, atmete schnell und stoßweise, räumte die Fächer leer, holte sich sogar noch eine Leiter, die er an die Regalwand lehnte und dann hochkletterte. Dabei gelang es ihm, einen Blick in das letzte Fach zu werfen. Und dort sah er einen

schwarzen Gegenstand, der sich von der Unterlage abhob.
Es war der Hut!
Seine Finger grapschten so rasch nach der Kopfbedeckung, als wäre dieser Gegenstand ungewöhnlich kostbar. Er war nur alt und sehr staubig. Den Staub klopfte der Dieb aus, als er neben der Leiter stand.
Seine Lippen zuckten. Er lächelte, denn er hatte gewonnen. Seine Informationen waren perfekt gewesen, aber das hatte er auch nicht anders erwartet.
Er bückte sich, hob den Mantel auf und raffte ihn zusammen. So zusammengeknüllt klemmte er sich ihn unter den Arm und setzte den Hut auf.
Freude erfüllte ihn. Als wäre er für ihn gemacht worden und nicht für den Mann, den sie einmal, den Nebelmörder genannt hatten.
Mehr hatte der Dieb nicht gewollt. Er hetzte den Weg zurück. Als er die Bude des Nachtwächters erreichte, blieb er noch einmal stehen und warf dem Mann einen kurzen Blick zu.
Der Schlag mit dem Messergriff war ausreichend gewesen. Der ältere Aufpasser »schlummerte« noch immer.
Bis zur Tür waren es nur ein paar Schritte. Ordentliche Menschen hatten die Angeln geölt, so dass sie kaum Geräusche von sich gab, als der Dieb sie aufzog.
Er warf erst noch einen Blick in den Hof, sah ihn menschenleer und nur die düsteren Umrisse der anderen Lagerhäuser. Zwischen ihnen parkte sein Wagen, ein dunkler Vauxhall, den er gebraucht gekauft hatte. Das zehn Jahre alte Fahrzeug fuhr noch immer, obwohl der Rost an seiner Karosserie nagte.
Der Dieb stieg ein. Umhang und Hut warf er auf den Beifahrersitz. Wenig später orgelte der Motor, und die breiten Lichtbalken der Scheinwerfer zerschnitten die Finsternis, durch die dünne Nebelschwaden geisterten.
Als der Mann dies sah, huschte wieder ein Grinsen über seine Lippen.
Der November war ideal. Es gab einfach keinen besseren Monat, um die Taten auszuführen. Auch der Nebelmörder war damals zumeist im November aktiv geworden.
Der Vauxhall fuhr davon, und der Mann hinter dem Lenkrad war sehr zufrieden. Teil eins seines Plans hatte geklappt.
Der zweite Teil würde bald folgen!

***

Nebel lag über den Gräbern, formte sich zu Figuren, erreichte die blattlosen Zweige der Büsche und ließ sie noch gespenstischer aussehen. Unheimlicher konnte ein Friedhof nicht sein.
Neblig, kalt und nass!
Kein Mensch wagte sich um diese Zeit auf den Totenacker. Nur die

Vögel der Nacht, die sich auf dem Friedhof ihr Revier gesucht hatten, lagen auf der Lauer.

In einem Baum hockte ein Käuzchen. Aus scharfen Augen beobachtete es die Umgebung, immer auf der Suche nach Beute. Es wartete auf die Maus. Hin und wieder stieß es einen klagenden Laut aus, der von den Nebelschwaden verschluckt wurde, bevor er die letzten Gräber erreichen konnte.

Ein unheimliches Gelände, in dem sich niemand wohl fühlen konnte.

Aber es gab einen Menschen, der um diese Zeit über den alten Friedhof schlich und sich als zweibeiniger Schatten zwischen den Grabreihen bewegte.

Es war der Dieb. Und er befand sich auf dem Weg zu seinem zweiten Ziel, das noch wichtiger war.

Wenn er ging, knirschte es unter seinen Schuhen. Manchmal raschelte auch Laub, dann wieder zerbrachen kleine Steine. Der Mann kannte sich aus. Er ging die Strecke nicht zum ersten Mal. Vor einigen Tagen schon war er ihn gelaufen, hatte sich Abkürzungen gemerkt und dabei immer zugesehen, dass er nicht entdeckt wurde.

In der Nacht war dies unwahrscheinlich.

Der alte Teil des Friedhofs lag ziemlich weit vom Eingang entfernt, wo die alte Mauer stand, die aber nicht mehr zu erkennen war, weil Buschwerk sie an der Innenseite verdeckte.

Da musste er hin, denn dort lag das Grab, dem er einen Besuch abstatten wollte.

Es war eine typische Novembernacht.

Nicht allein neblig, auch sehr finster. Die Dunkelheit kam ihm vor wie graue Tinte. Der Nebel lag auf dem Gesicht des Mannes und vermischte sich mit dem Atem in einer gespenstischen Lautlosigkeit.

Wäre er auf den Wegen geblieben, hätte er einen Umweg gehen müssen. So aber kürzte er ab und ging quer durch das Gelände seinem Ziel entgegen. Manchmal musste er sich ducken, um unter den wie Greif armen wirkenden Ästen der Bäume hinwegzutauchen. Andere hätten eine Gänsehaut bekommen, er aber nicht. Diese Umgebung forderte ihn nur heraus, und er konnte es kaum erwarten, sein Ziel zu erreichen.

Der alte Teil des Friedhofs wirkte noch düsterer. Hier gab es kaum noch Wege. Wer hatte schon Interesse daran, diese Gräber zu besuchen? Die meisten von ihnen waren im Laufe der Zeit eingesunken. Die Grabsteine waren meist umgefallen und von Unkraut und bodenhohen Pflanzen überwuchert.

So war es auch beim Grab des Nebelmörders. Allerdings stand dieser Stein noch. Ein grauer Klotz, wie ein Stummelfinger. Er ragte schief aus dem Boden und befand sich nahe der Mauer. Man hatte den Killer regelrecht verscharrt. Es glich schon einem kleinen Wunder, dass ihm

jemand einen Grabstein gestiftet hatte. Der Spender war unbekannt, wie sowieso einiges im Leben des Nebelkillers keinen Nachforschungen standgehalten hatte. Es gab einfach zu viele Rätsel, hinter die die Beamten nicht gekommen waren.

Aber der Dieb hatte sie gelöst, weil er intensiv geforscht hatte. Dann war es über ihn gekommen wie ein Rausch. Er hatte erlebt, dass eine Legende zur Wahrheit wurde, denn der Atem des Bösen hatte ihn plötzlich gestreift. Da wusste er, was er zu tun hatte.

Niemand ahnte, welchen Verbündeten der Nebelmörder gehabt hatte.

Einen Mächtigen, einen Grausamen, einen Fürst der Finsternis, wie er oft genannt wurde.

Der Teufel!

Und der Dieb war davon fasziniert gewesen. Teufel und Satanskulte, Schwarze Messen, das war wie Balsam in der Einöde des Lebens. Die schwarzmagischen Kräfte konnten einen Menschen verzehren, ihn aber auch sehr, sehr glücklich machen.

Das letzte Stück der Strecke war mühsam zu überwinden. Sehr hoch wucherte das Unkraut. Wilde Büsche bildeten an mehreren Stellen natürliche Mauern, die der Mann erst durchbrechen musste.

Manchmal knackten die Zweige, wenn er sich hindurchwühlte.

Ehrfurcht vor den alten Grabsteinen kannte der Mann nicht. Er trat auf sie und stützte sich manchmal sogar an ihnen ab. Die Mauer sah er nicht, aber den Buschgürtel, der vor seinen Augen eine durchgehende Wand bildete.

Dort lag das Grab.

Der Nebel hatte sich nicht aufgelöst. Er lag hier ebenso dicht wie am Eingang des Friedhofes. Der Dieb holte wieder seine kleine Lampe hervor und schaltete sie ein.

Ein weißer Lichtfinger stach in die wallenden Wolken, fand seinen Weg nach rechts und auch das Ziel.

Es war der Grabstein des Nebelmörders!

Er stand so schräg in der weichen Erde, dass es aussah, als würde er jeden Augenblick Umkippen.

Der Dieb fiel auf die Knie. Er streckte den Arm aus und versuchte, in dem kalten Lampenlicht die eingemeißelte Schrift zu erkennen.

Halblaut las er vor: »Jeremy Ice. Geboren am 8. 8. 1900. Gestorben am 26. 11. 1936.«

Das war es!

Durch die Nase atmete der Dieb ein und richtete sich auf. Er hatte zwei Dinge mitgenommen. Den mantelartigen Umhang und den breiten Schlapphut. Beides hatte früher der Killer auf seinen Mordtouren getragen.

Zuerst setzte der Mann den Hut auf und rückte ihn zurecht. Der Mantel folgte. Mit geschicktem Schwung warf er ihn über die Schulter

und verspürte augenblicklich ein wärmendes Gefühl.
Sein Vertrauen legte er in zwei Dinge.
Erstens in den Satan und zweitens in einen Toten, von dem er hoffte, dass dessen Seele von der Hölle übernommen worden war und auch freigegeben wurde.
Jeremy Ice hatte den Tod gebracht, und sein Erbe würde weiterleben, wenn es nach dem einsamen Mann ging, der sich vor das Grab kniete, das kaum zu erkennen war. Als Orientierungspunkt diente nur der Grabstein.
Ihn behielt er im Blick.
Und die Lippen des Mannes bewegten sich zum Gebet. Es waren furchtbare Worte, die er flüsternd, manchmal flehend sprach. Die Augen unter der hochgeschobenen Hutkrempe nahmen dabei einen glänzenden Ausdruck an, blieben aber dunkel und irgendwie drohend.
Er wollte die andere Kraft locken. Sie musste einfach erscheinen und sich seiner annehmen.
Er flehte die Hölle und deren Herrscher an. Ein einsamer Mensch, der mit Kräften spielte, die noch nie ein Mensch hatte kontrollieren können.
Sie waren aber da, sie fanden immer ihren Weg zu dem, der willens war, sie anzurufen.
Und um Jeremy Ice hatte es schon damals ein Geheimnis gegeben. Angeblich sollte ihn der Teufel geleitet und der Tod als Partner begleitet haben.
Das wollte auch der Dieb!
Er senkte den Kopf. Dabei starrte er voller Demut auf die Stelle, unter der der längst verweste Körper des Nebelkillers liegen musste. Und Nebel umwallte auch die einsame Gestalt wie ein grauer Mantel. Er berührte ihn, er tastete ihn ab, er fühlte, er streichelte, als wollte er erfahren, ob er auch der würdige Nachfolger des unheimlichen Mörders war. Der Mann spürte die Kälte nicht. Er hockte versunken vor dem Grabstein, als wollte er durch seine Geste den Toten aus der feuchten Erde holen. Jeremy Ice würde nie mehr aufstehen, aber die Dinge, die ihn begleitet hatten, konnten einfach nicht tot sein. So etwas lebte ewig…
Nur zeigte es sich den Menschen nicht. Es lag tief verborgen unter einem dichten Schutzmantel. Der Teufel hielt seine Hand darüber und nahm sie nur für einen Würdigen weg.
Dazu zählte sich auch der Dieb!
Er hatte nie in seinem Leben einen Menschen geliebt und sich nur nach anderen Dingen orientiert.
Für ihn war die Macht dahinter wichtig, das Böse an sich. Dass es existierte, wusste er längst. Jetzt war die Stunde gekommen, wo es sich ihm auch offenbaren sollte…

Und der Teufel erhörte sein Flehen!
Oder war es der Geist des Nebelmörders?
Als der Mann den Kopf anhob, um einen Blick auf das Grab vor ihm zu werfen, erschrak er.
Der Nebel vor dem schiefen Stein war dichter geworden. Er hing wie eine Fahne über dem Grab, und er erhielt aus der Tiefe der Erde Nachschub.
Graue Schleier stiegen empor. Sie waren wie dünne, durchsichtige, greifende Arme, die sich über die weiche Fläche bewegten und dann ihre Richtung änderten.
Der einsame Mann blieb knien. Er konnte plötzlich nicht mehr reden, da er die andere Kraft spürte.
Eine Macht, die stärker war als die Menschen, so stark wie eine Seele, die die Psyche desjenigen veränderte, der sich mit diesen Dingen beschäftigte.
Aus dem Grund der Erde stieg das Böse.
Noch in Form von Nebelstreifen, die jedoch, im Gegensatz zum natürlichen Dunst, einen gewissen Geruch abgaben, der sich sogar auf die Zunge des Mannes legte.
Er bewegte die Lippen und hatte das Gefühl, Schwefelgas zu atmen.
Ein Zeichen des Teufels!
Angst verspürte er nicht. Stattdessen schien sich seine Seele zu weiten.
Auch jede Pore des Körpers öffnete sich. Die Hölle sollte seine Bereitschaft sehen, der Teufel musste wissen, mit wem er es zu tun hatte. Er konnte sich keinen würdigeren Diener wünschen und der Nebelmörder keinen besseren Erben.
Wer einmal die Hölle gerochen hatte und dafür empfänglich war, würde nie mehr davon lassen.
Und der Dieb genoss sie!
Er drückte seinen Kopf so weit vor, dass sich das Gesicht über dem Grab und auch den hochsteigenden Höllendämpfen befand. Er saugte den Odem der Finsternis ein. Es war für ihn ein schwarzmagisches Rauschgift, das ihn wie ein Motor antrieb.
Ja, er brauchte es. Er musste es haben, er musste es trinken und voll eingehen in das finstere Reich des Teufels, der sich ihm offenbart hatte.
Irgendwann überkam ihn die Schwäche. Er drückte seinen Körper nach vorn, stützte sich mit den Händen ab und merkte, dass seine Arme anfingen zu zittern. Sie konnten das Gewicht nicht mehr halten.
So kam es, wie es kommen musste.
Der Mann brach zusammen.
Er fiel bäuchlings auf das Grab. Sein Gesicht grub sich in die feuchte Erde, er schmeckte den Schmutz und nahm den Geruch wahr.

Ein Gefühl der Leichtigkeit erfasste ihn. Es war wunderbar zu nennen. Er fühlte sich plötzlich wohl, und er kam sich gleichzeitig vor, als würde er weggetragen.

Fortschweben, einfach weg in andere Welten, die man extra für ihn geöffnet hatte.

Da weiteten sich Tore vor ihm, durch die sein Körper treiben konnte. Sie waren geöffnet, es gab kein Hindernis mehr, er hatte freie Bahn in die Finsternis anderer Welten.

Offenbarte sich ihm die Hölle?

Es kam ihm so vor. Weit hatte er die Tore aufgestoßen. Er sah schreckliche Bilder, die einen normalen Menschen um den Verstand gebracht hätten. Doch dieser Blick in ein Pandämonium war genau das, was er sich tief in seinem Innern gewünscht hatte.

Nur so konnte er seine Bereitschaft zeigen, das schreckliche Erbe eines Mörders zu übernehmen.

Der Teufel gab ihm alles.

Macht, Geld, Stärke…

Nur verlor der Mensch dann das, was einen Menschen überhaupt ausmachte. Er hatte keine positiven Gefühle mehr. Am schlimmsten war, dass er nicht lieben konnte.

Nie mehr…

Doch was bedeutete für den Mann schon das Wort Liebe? Höchstens dem Teufel zu Diensten zu sein und das zu tun, was er verlangte.

Wie tot lag er auf der kalten Erde, mit dem Gesicht noch immer in dem feuchten lehmigen Untergrund. Über ihn flog ein Käuzchen hinweg. Er hörte keinen Flügelschlag und nahm nicht einmal den klagenden Schrei des Nachtvogels wahr.

Sein Sinnen und Trachten war darauf eingestellt, in eine andere Welt zu schauen.

Er sah die Holle!

Jedenfalls glaubte er dies. Es war ein Wirrwarr von düsteren Farben, ein Kreisen, ein Jaulen und Heulen. Furchterregende Monster erschienen, spien Blut und Feuer, aber nicht sie waren die Schlimmsten, es gab etwas viel Grauenvolleres.

Das war die Kälte.

Das absolut Böse, das dort herrschte. Ein Gefühl, das kaum zu beschreiben war, ein Geist, der dies alles beherrschte. Ihm hatten die Menschen den Namen Asmodis gegeben. Und hinter ihm stand der Herrscher überhaupt. Der Geist des Grauens und der Vernichtung. Der erste gefallene Engel, der sich gegen den Schöpfer aller Dinge erhoben hatte, um dessen Thron einzunehmen.

Luzifer.

Er regierte die Welt, die so schlimm war, dass die menschliche Sprache versagte, um sie zu beschreiben. Wer von seiner kaum

fassbarenn Kälte einmal gestreift wurde, verging oder passte sich an, weil er schließlich gerufen worden war.

Wie der Dieb!

Diese Bilder brachten ihn nicht um, sie raubten ihm nicht den Verstand, nein sie törnten ihn an. Er saugte sie gierig in sich auf, er wollte mit ihnen und für sie leben.

Das allein nur zählte.

Allmählich erwachte er aus seiner Trance. Durch seinen Körper lief ein Zucken. Es begann bei den Fingern, die sich in die feuchte Erde gekrallt hatten, erreichte die Arme und sogar die Schultern.

Der Mann winkelte die Arme an. Jetzt war seine Kraft zurückgekehrt, und er stützte sich auf.

Tief holte er Luft.

Dieses war mit einem röchelnden Atemzug verbunden. Dreck klebte nicht nur auf seinen Lippen, auch auf den Wangen, und über seine Stirn glitt ein schleimiger Wurm.

Der Mann achtete nicht darauf. Er stellte sich breitbeinig hin. Seine Schuhe versanken im weichen Erdreich, die Knie gaben ihm wieder den Halt, den er brauchte, und als er den Kopf schüttelte, rollten die Krumen einfach ab.

So blieb er minutenlang stehen. Aus dem Grab drehten sich die Nebel hervor. Die vermischten sich mit dem über dem Friedhof lastenden Schweigen, das bedrückend war und nicht erholend.

Nur ein Mensch, der dem Teufel zugetan war, konnte sich hier wohl fühlen - wie der Dieb, der seinen Kopf zur Seite drehte, das Gesicht senkte, sich den Mantel ansah und mit beiden Händen über den Stoff strich.

War er vor kurzem noch weich und fließend gewesen, so hatte sich der Stoff verändert.

Er wirkte hart, krumig und kantig, als wäre er von einem chemischen Mittel gestärkt worden. Dies gab ihm Kraft.

Und sie ging über in den, der den Teufel so angefleht hatte. Nicht ohne Grund hätte er sich diesen Mantel besorgt. Die alten Gesetze schrieben es vor. Er hatte ihn einfach holen müssen, um dem Geist des Verstorbenen zu beweisen, wie sehr er mit ihm verbunden war.

Auch der Hut gehörte dazu. So angezogen war der Nebelkiller früher durch London geschlichen.

Und jetzt würde er wieder zurückkehren, mit einem Begleiter, der an Schrecken und Grauen kaum zu übertreffen war und der hinter dem Mann als gespenstisches Wesen aus dem Grab her in die Höhe wuchs.

Es war der Tod! Zuerst nur als seichte Nebelstreifen, nicht dicker als ein Menschenarm. Sie wehten, sie bewegten sich und nahmen dabei mantelähnliche Formen an, die ein Dreieck bildeten.

Aber sie waren nicht dicht. Wie graue Zöpfe hingen sie herab.

Zwischen ihnen befand sich genügend Platz, um hindurchschauen zu können.

Hätte ihn jemand gesehen, so wären ihm die weißbleichen Skelettknochen nicht entgangen, aus denen die Gestalt bestand.

Ja, es war der Tod, der sich aus dem Grab erhoben hatte und zum Begleiter des Diebs werden sollte.

Wie damals…

Aus der Dichte der Nebelfäden wuchs das Gesicht des Knöchernen hervor. Ein Schädel mit dünnen, weißen, bleichen Haaren, aber selbst nicht nur aus dem gelblichen Gebein bestehend, sondern aus einer dunkleren, fleischfarbenen Masse, in der die Augenlöcher wie durch Faustschläge hineingerammt wirkten, die Nase nicht mehr vorhanden war und das Maul weit offen stand.

Der Dieb drehte sich nicht um. Er wusste aber um die Gestalt, die hinter ihm stand. Nicht umsonst hatte sie ihm der Teufel als Schutz mitgegeben.

Der Mann setzte sich in Bewegung. Er schlang den steifer gewordenen Stoff des Mantels um seinen Körper, drückte den Hut tiefer in seine Stirn, schlug den Kragen noch hoch und rammte beide Hände in die Taschen.

Die Finger der rechten Hand umklammerten dabei den Griff des Messers.

Dann ging er wieder zurück.

Und der Tod folgte ihm wie ein Gespenst, das seine schützenden Klauen über den Mörder halten würde…

***

Ich lachte laut und lange. In mein Gelächter hinein hörte ich die Stimme der Sarah Goldwyn, auch Horror-Oma genannt. »Ich wüsste nicht, mein Junge, was es da zu lachen gibt, wenn ich dich anrufe und dich einmal einlade. Schließlich brauchst du dich nicht nur mit mir abzugeben, du kannst auch deiner Freundin Jane Collins die Hand drücken.«

»Entschuldige«, sagte ich noch immer lachend. »Aber es ist irgendwie zu komisch.«

»Was ist komisch?«

»Dass ich mir einen Horrorfilm ansehen soll.«

»Ja!« unterbrach mich Lady Sarah. »Moment mal. Dieser Film hat heute Premiere. Man zeigt ihn dort, wo er gedreht wurde, und außerdem hat der Nebelmörder ja gelebt. Er ist genau heute vor fünfzig Jahren umgekommen. Manche haben ihn damals sogar mit Jack the Ripper verglichen, obwohl er nicht so viele Menschen umgebracht hat. Ich bin nur durch Beziehungen an Karten für die Premiere gekommen. Andere würden sich darum reißen.«

»Dann gib sie doch den anderen.«

»Nein, mit denen will ich ja nicht gehen. Ich möchte dich dabei haben, John.«

»Du weißt doch, dass ich ein gebranntes Kind bin. Denk nur mal an den Fall, wo ebenfalls ein Film ein auslösendes Moment war. Wie hieß er noch gleich? ›Hotel zur dritten Hölle‹.«

»Ach, hör auf, das liegt lange zurück.«

»Seit dieser Zeit fürchte ich mich davor, mit dir ins Kino zu gehen, Sarah.«

»Eine Ausrede, John, du bist nur zu faul.«

»Auch das.« Ich räusperte mich. »Mal ehrlich, Sarah. Ich habe von Horror wirklich die Nase voll. Ich erlebe ihn ja fast täglich. Deshalb möchte ich mich nicht noch in der Freizeit damit beschäftigen.«

»Dann habe ich keine Chance?«

»Nein.«

»Gut, das werde ich mir merken. Ich werde mich nämlich rächen, mein Junge.«

»Und wie sieht diese Rache aus?«

»Ich erzähle dir nichts von dem Inhalt. Das hast du nun davon.«

»Oh«, sagte ich mit weinerlicher Stimme. »Da bin ich aber traurig. Hoffentlich überlebe ich es.«

»Das weiß ich nicht«

»Grüß Jane trotzdem von mir.«

»Mache ich. Und schönen Abend noch, John.«

»Euch auch.«

Ich legte den Hörer auf die Gabel und blickte über den Schreibtisch in Sukos grinsendes Gesicht. »Na, hat dich da jemand überreden wollen, mit ins Kino zu gehen?«

»Ja.«

»Warum bist du nicht gegangen?«

»Weil ich erstens Horror genug und zweitens keine Lust habe. Ich fahre nach Hause, haue mich hin und werde etwas lesen.«

»Nicht in die Glotze schauen?«

»Nein. Und was machst du?«

Sukos Gesicht wurde ernst. Er hob die Schultern. Ich wusste sofort, an wen er dachte - an Shao.

Ohne ihren Namen auszusprechen, sagte ich: »Sie wird sich wieder melden, wenn sie will oder es muss.«

Suko verzog die Mundwinkel. »Das dachte ich auch.«

»Sollen wir uns heute Abend irgendwo hinsetzen und einen Schluck trinken? Damit du unter Leute kommst.«

»Nein, nein, ich bleibe schon zu Hause. Außerdem hast du ja den letzten Fall auch ohne mich gelöst.«

»So erhebend war der Anblick der Königin von Saba auch nicht.«

»Trotzdem hätte ich sie gern kennengelernt.«

»Die Gelegenheit wird sich bestimmt noch ergeben.« Ich stand auf und holte meinen Mantel vom Haken.

»Ich fahre jetzt nach Hause und mache mir einen gemütlichen Abend. Ob Premiere oder nicht, die Couch ist mir lieber.« Ich hätte doch mitgehen sollen. Aber hinterher ist man ja immer schlauer…

***

Die Parkplätze waren überfüllt gewesen, aber Jane hatte noch eine Lücke gefunden, wo sie den neuen Wagen hatte hineinfahren können.

Es war der richtige Abend, um einen Film mit dem Titel »Nebelmörder« aufzuführen.

Die Natur schien sich mit der Premiere abgesprochen zu haben, denn der Nebel hüllte die Bauten ein, die als Kulissen dienten. Sie waren im Stil der Londoner Gegend gehalten, die der Nebelmörder heimgesucht hatte. Stilecht waren auch die alten Gaslaternen. Ihr Licht schimmerte grünlich durch die rollenden Schwaden.

Zur Premiere hatten nur geladene Gäste Zutritt. Nur wenige Reporter hatten den Weg gefunden. In diesem späten Herbst dachte man an andere Premieren als an den Nebelmörder. Als Regisseur zeichnete ein Mann namens Dino Faretti. Er stammte aus Italien, hatte dort bei einem bekannten Horrorfilm-Macher gelernt und sich nun an dieses Werk gewagt.

Und so etwas ließ sich die Horror-Oma natürlich nicht entgehen. Sie nahm fast alles mit, was die Grusel-Welle auf den Markt brachte, nur auf die billigen Streifen verzichtete sie, die praktisch keine Story hatten und nur auf Gewalt setzten.

Der Nebelmörder gehörte zu den Filmen, die sie interessierten, denn sie konnte sich selbst noch an Jeremy Ice erinnern, als er durch London gegeistert war und sein Messer hatte blitzen lassen.

Über einen schmalen Weg, der die Kulissen des Filmgeländes nur tangierte, gingen die beiden Frauen auf das Gebäude zu, das als Kinosaal umgebaut worden war. Normalerweise wurden dort Szenen gedreht, aber an diesem Abend war eben alles anders.

Man hatte Reihen mit Klappstühlen aufgebaut, auf denen die Gäste ihre Plätze fanden.

Sarah Goldwyn und Jane Collins gehörten mit zu den letzten. Am Eingangmusstenn sie ihre Karten vorzeigen. Der Kontrolleur schaute überrascht auf, als er die Horror-Oma sah. Wahrscheinlich wunderte es ihn, dass eine Frau dieses Alters sich einen solchen Streifen anschaute.

»Ist was?« fragte Sarah und lächelte dem Mann freundlich zu.

»Nein, wieso?«

»Ich meinte nur. Ihr Blick sprach Bände.«

Er grinste verzerrt und ließ die Frauen passieren. Die letzten beiden Reihen waren noch frei. Nadelfilz bedeckte den Boden. Es roch feucht, muffig und auch nach Schminke.

An der Seite standen zwei Reporter. Einer von ihnen knipste nur. Sein Blitzlicht zuckte fast ununterbrochen auf.

Lady Sarah und Jane nahmen an der Außenseite Platz. Die Horror-Oma deshalb, weil sie hin und wieder die Beine ausstrecken wollte. Die Mäntel hatten beide Frauen abgelegt.

Die Leinwand stand so hoch, dass jeder freie Sicht hatte. Das große Rechteck schimmerte bleich. Es sah aus wie frisch gestrichen.

Bis die Vorführung begann, wurden noch Reden gehalten. Dann stellten sich die Schauspieler und Dino Faretti, der Regisseur vor. Er war um die 30 und trug das dunkle Haar über die Ohren. Sein Gesicht wirkte irgendwie verlebt. Er hatte einen unruhigen Blick. Faretti steckte in der lässig geschnittenen Kleidung eines italienischen Modemachers.

Die beiden Schauspielerinnen, die ihn einrahmten, hießen Lorraine Carr und Judy Jackson. Lorraine war dunkelhaarig, Judys Haar schimmerte fast weiß.

Sie trugen Glitzerkleidung, lachten viel und stellten sich immer dann besonders in Positur, wenn die Blitzlichter aufzuckten und das Objektiv der Kamera auf sie gerichtet wurde.

»Das sind alberne Gänse«, sagte die Horror-Oma.

»Kennst du sie eigentlich?«

»Ich habe die Carr bereits in einem Gruselstreifen gesehen. Vom Sitz gerissen hat sie mich nicht.«

»Mal sehen, was sie heute bringt.« Jane ließ sich wieder zurücksinken und strich durch ihr kurzgeschnittenes Blondhaar. Sie war am Morgen beim Friseur gewesen.

»Was hast du?«

Jane hob die Schultern. »Ich weiß nicht. Irgendwie passt mir die Umgebung nicht.«

Die Horror-Oma beugte sich zur Seite. Bei dieser Bewegung fingen die Ketten, die sie um den Hals trug, an zu klimpern. »Sag bloß, du hast wieder diese Vorahnungen wie beim Besuch der letzten Ausstellung?«

»Noch nicht.«

»Aber es kann kommen?«

Jane hob die Schultern. »Ich weiß es nicht, vielleicht liegt es an der Atmosphäre. Sie ist so komisch, so düster. Irgendwie gefällt sie mir überhaupt nicht.«

Lady Sarah rieb schon ihre Handflächen gegeneinander. »Sag bloß, da kommt wieder etwas auf uns zu.«

»Mal den Teufel nicht an die Wand.«

»Hätte ja sein können.«

Jane wechselte schnell das Thema. »Weißt du, wen ich vermisse?«

»Nein.«

»Den männlichen Hauptdarsteller. Einer muss doch den Nebelmörder gespielt haben.«

»Er heißt Wayne Ross.«

»Und dann ist er nicht da?«

Lady Sarah hob die Schultern. »Vielleicht ist er krank geworden. Möglich ist schließlich alles, auch bei Premieren.«

Inzwischen hatten alle Gäste ihre Plätze gefunden, die Reden waren beendet, und einer Aufführung stand nichts mehr im Weg. Minuten später verlöschte auch das Licht.

Der Film begann mit einem Schock!

Wie aus dem Nichts tauchte eine blutige Klinge auf, wurde in Sekundenschnelle größer, bis sie fast die gesamte Leinwand in der Breite einnahm. Nach unten tropfendes Blut »schrieb« den Titel.

DER NEBELMÖRDER

Die schrille Musik hallte durch das zum Kinosaal umfunktionierte Studio.

Während noch die Namen der Hauptdarsteller eingeblendet wurden, sahen die Zuschauer bereits die Gegend, durch die sie auch bei der Ankunft geschritten waren.

Im Film noch düsterer und unheimlicher, weil man mit den entsprechenden Beleuchtungseffekten gearbeitet hatte.

Und der Mörder erschien zum ersten Mal.

Wie ein Phantom tauchte er aus dem Nebel auf. Eine in einen dunklen Mantel eingehüllte Gestalt, von deren Gesicht nicht viel zu sehen war, weil der Großteil von der Krempe eines Schlapphuts verdeckt wurde.

Lautlos bewegte sich der Killer durch die Gassen auf der Suche nach einem Opfer.

Szenenwechsel.

Eine Familie saß bei Abendbrot. Aus dem Radio ertönte Swingmusik. Die etwa achtzehnjährige Tochter stand plötzlich auf und rannte weinend aus der Wohnung.

Den Grund erfuhr man später, als sich die Eltern darüber unterhielten.

Das kümmerte Lady Sarah nicht mehr. Ihr war etwas passiert, das ihr noch nie während einer Kinovorstellung widerfahren war.

Sie musste zur Toilette.

Lady Sarah beugte sich zu Jane Collins hinüber. »Hast du gesehen, wo hier die Toiletten sind?«

»Nein.«

»Aber ich muss hin.«

»Frag doch mal den Kontrolleur. Der steht bestimmt noch draußen an der Tür.«

»Okay.« Lady Sarah stand schon auf. »Du kannst mir ja später erzählen, was ich verpasst habe.«

Jane winkte ab, während sie einen Blick auf die Leinwand warf, wo das von zu Hause weggelaufene Mädchen durch die neblige Nacht rannte und wahrscheinlich bald dem Killer ins Messer laufen würde. »Bestimmt nicht viel, das ist immer das gleiche.«

Lady Sarah verschwand. Die Tür zeichnete sich innerhalb der Wand gut ab. Lady Sarah fand auch sofort die Klinke und stieß die Tür auf. Der Kontrolleur war tatsächlich noch da.

Er hockte auf einem Regiestuhl und rauchte eine Zigarette. Überrascht drehte er sich um, als Lady Sarah den Raum verließ.

»Ist Ihnen schon übel geworden, Madam? Der Film ist nur etwas für starke Nerven.«

»Die habe ich. Keine Sorge, junger Mann.«

»Man kann ja nie wissen.«

»Sagen Sie mir lieber, wo ich hier die Toilette finde.«

»Auch das noch.«

»Ist das so ungewöhnlich?«

»Nein, das nicht, aber Sie müssen nach draußen. Hier gibt es keine.«

»Das habe ich mir fast gedacht.«

Lady Sarah ließ sich den Weg beschreiben und stellte fest, dass sie durch die Kulissen musste.

»Soll ich Sie begleiten?« fragte der Kontrolleur.

»Nein, lassen Sie mal. Ich habe starke Nerven. Und den Killer gibt es nur im Film.«

»Wer weiß«, sagte der Kontrolleur und grinste dabei.

»Sollte er mir begegnen, rufe ich Sie zu Hilfe.«

»Nee, da beten Sie mal lieber. Den Ausgang kennen Sie?«

»Ja.« Lady Sarah war schon unterwegs. Sie musste noch einen Riegel anheben, um die große Torhälfte aufschieben zu können.

Der Abend war nasskalt und der Nebel noch dichter geworden. Lady Sarah blieb vor der Tür stehen und dachte daran, dass es ihr schwerfallen würde, den Weg zur Toilette zu finden. Aber auf die Begleitung des Knaben hinter ihr wollte sie trotzdem verzichten.

So ging sie allein weiter. Ihre Schuhe hatten zum Glück keine zu hohen Absätze, denn das alte Pflaster bestand aus Katzenköpfen, die unregelmäßig hoch waren und heimtückische Stolperfallen bildeten.

Über dem Eingang des Studios brannten zwei Lampen. Ihr Licht verschwamm sehr bald im Nebel, und Lady Sarah sah nur noch die hellen Flecke, als sie sich umdrehte.

Sie musste zugeben, dass die Kulissenbauer das Mauerwerk fast täuschend echt nachgebildet hatten. Es stieß die Feuchtigkeit ab. Als

Lady Sarah mit der Handfläche darüber hinwegstrich, hatte sie im ersten Augenblick tatsächlich das Gefühl, Stein anzufassen. Bei einem Klopfversuch merkte sie aber, dass sie sich hatte täuschen lassen.

Gassen, Winkel, Torbögen, falsche Fassaden - alles verwaschen und verschwommen aussehend, kaum belichtet und wenn, dann gaben die Lampen nur wenig Licht.

In einer Torbogeneinfahrt blieb sie stehen, nicht weit von einem Auto entfernt, das man heutzutage als Oldtimer bezeichnet hätte. Der Wagen war auch nicht echt, aber gut nachgebaut worden. Sie überlegte noch einmal, was ihr der Kontrolleur gesagt hatte, und gelangte zu dem Schluss, dass sie sich nach rechts halten musste.

Dort blickte sie auch in eine Gasse, in der überhaupt kein Licht brannte.

Ein wenig mulmig wurde ihr schon zumute, als sie weiterging und nur von den lautlos dahintreibenden Nebelfetzen begleitet wurde. Sie hörte ihr eigenes Herz schlagen und lauschte auch dem Klang der Schritte nach, obwohl sie sich unwillkürlich bemühte, leise aufzutreten, weil sie niemanden stören wollte.

Kalt und unheimlich wirkten die Hauswände. Die Scheiben sahen nass und blind aus. Nebel kroch an dem Glas vorbei. Manchmal bildete er Figuren, die wie Gesichter wirkten, als würden diese hinter den Scheiben lauern.

Lady Sarah ging weiter. Da die Gasse eine Linkskurve beschrieb, sah sie das schwache Licht erst, als sie den Scheitelpunkt der Kurve erreicht hatte.

Dort wo es brannte, gab es keine Kulissen mehr. Dafür entdeckte sie die Umrisse eines kleinen Hauses, das früher ein Herz in der Tür gehabt hatte, heute aber als fahrbare und chemische Toilette bezeichnet wurde.

Zwei Türen hatte das Klo.

Lady Sarah kannte diese chemischen Toiletten, sie waren nicht gerade das Wahre und für die Umwelt besonders gefährlich. Lady Sarah blieb abrupt stehen, noch bevor sie das Toilettenhäuschen erreicht hatte. Ihr war etwas aufgefallen.

Schritte!

Und es hörte sich an, als würde der Verfolger hinken.

Lady Sarah stand da und lauschte. Die Schritte verstummten. Vielleicht hast du dir sie auch nur eingebildet, dachte sie, aber gewettet hätte sie darauf nicht.

Auf Zehenspitzen ging sie weiter. Immer lauschend, sich auch mal umdrehend und nach einem Verfolger Ausschau haltend.

Es war niemand zu sehen. Außerdem wallte der Nebel so dicht, dass er viel verdeckte.

Aus den tiefhängenden Wolken nieselte es. Der Wind hatte etwas

zugenommen, er bewegte auch die Tür der zweiten Toilette. Lady Sarah hörte Geräusche, die von einem verletzten Tier zu stammen schienen.

Es war schon eine gruselige Atmosphäre, von der die Horror-Oma umgeben wurde.

Und dann diese Schritte, die sie nicht vergessen hatte.

Blitzschnell drehte sie sich um - und sah wieder nichts.

Sie schüttelte den Kopf und sagte zu sich selbst: »Ich glaube, Sarah, du suchst dir ein anderes Hobby. Der Horror ist doch nicht das richtige für dich.«

Aber sie wusste auch, dass sie diesen Vorsatz nie in die Tat umsetzen würde.

An der offenstehenden Tür der Herrentoilette vorbei, wollte Lady Sarah zum Damenklo. Da sah sie die Gestalt!

Ein Schrei drang aus ihrer Kehle. Sie ging einen halben Schritt zurück, wartete einige Sekunden ab, schlich wieder vor und warf einen Blick in die Herrentoilette hinein.

Getäuscht hatte sie sich nicht.

Der Mann hing schräg auf der Schüssel. Selbst bei diesen miesen Lichtverhältnissen konnte Lady Sarah sein schrecklich verzerrtes Gesicht erkennen und auch das Blut.

Es war überall…

Die Horror-Oma überkam das kalte Entsetzen. Sie ballte die linke Hand zur Faust, presste sie gegen ihre Lippen, wartete so und hörte wieder die Schritte.

Zielstrebig und schleichend zugleich.

Und genau auf sie zukommend!

Du mußt weg! Du mußt verschwinden! Der Verstand sagte ihr dies, und sie wollte auch weg, doch zuvor drehte sie sich um.

Da sah sie die beiden Gestalten.

Den Vermummten und das übergroße Skelett!

***

Ein Film? Eine Halluzination - oder echt?

Lady Sarah wusste es nicht. Sie hatte nur noch Augen für die schrecklichen Nebelmonster, die vor einem burgähnlichen Haus mit kleinen Türmchen standen und näher kamen.

Die über dem Boden schwebenden und hochsteigenden grauen Nebelschwaden vermischten sich mit der ebenfalls neblig und grau aussehenden Gestalt des Skeletts, aber dem galt nicht die spezielle Aufmerksamkeit der Horror-Oma.

Sie starrte den Vermummten an!

Den kannte sie!

Lady Sarah wollte es zunächst nicht glauben. Vielleicht spielten ihr

auch die überreizten Nerven einen Streich, aber diese Person vor dem Skelett, die sich in einen Mantel eingehüllt hatte, glich dem Nebelmörder aus dem Film aufs Haar.

Das war er sogar!

Und hinter ihr lag der erste Tote. Jane, dein Gefühl, dachte sie. Dein verdammtes Gefühl, dein Riecher, er hat dich nicht getäuscht.

Sie war wieder voll in das Grauen hineingeschlittert. Und diesmal befand sich die Horror-Oma nicht im Kino, das war eine brutale, fürchterliche Wirklichkeit.

Wer stand als nächster auf der Liste des unheimlichen Nebelmörders?

Sie möglicherweise?

Lady Sarah bemerkte, wie die Gestalt ihren rechten Arm bewegte und die Hand aus der Manteltasche zog.

Mit ihr erschien die Klinge!

Ein Messer, das einem Angst einjagen konnte. Blitzend, manchmal auch matt und dabei sehr breit.

Die Horror-Oma spürte, wie ihr Hals trocken wurde. Schon oft genug hatte sie sich in lebensgefährlichen Situationen befunden und war ihnen immer wieder entkommen, zum Teil durch fremde Hilfe.

Konnte sie auch jetzt entwischen?

Möglicherweise war der Nebel ein Vorteil für sie, denn er konnte ihr den nötigen Schutz geben. Nur durfte sie nicht länger zögern.

Auf der Stelle drehte sich Sarah Goldwyn nach links. Sie kannte nur einen Weg aus der Falle, und zwar den, den sie zuvor genommen hatte.

Nun musste sie ihn zurücklaufen.

Sie rannte los.

Lady Sarah war nicht mehr die Jüngste. Was andere innerhalb einer kurzen Zeit schafften, dafür brauchte sie wesentlich länger, und der Killer würde sicherlich schneller sein.

Hinzu kam das unebene Pflaster.

Schon nach den ersten zehn Schritten war sie gestolpert, konnte sich aber noch rechtzeitig an einer Laterne festhalten, so dass sie nicht stürzte.

Mit weit geöffnetem Mund holte sie Luft und blickte zurück.

Kam da jemand?

Schritte hörte sie keine, aber Sarah Goldwyn hatte Angst, in die schmale Gasse einzutauchen. Vor den Hauswänden wallte der Nebel. Sie wurde den Eindruck nicht los, als würde die Gasse schmaler werden.

Sarah warf sich voran.

Sie wollte den Kinosaal erreichen, sie musste Alarm schlagen, die Polizei benachrichtigen und auch John Sinclair, denn das schien ein Fall für ihn zu werden.

Dass es sich dabei nicht um einen Scherz handelte, hatte der Tote bewiesen.

Vor ihrem Mund riss die Atemwolke nicht ab. Lady Sarah setzte die Beine automatisch vor, sie dachte kaum über irgendwelche Dinge nach und wollte nur noch weg.

Ihr nächstes Ziel war die Laterne, die nicht weit vom Studio entfernt ihr bleichgelbes Licht abgab. Wenn sie diese Lichtquelle erreichte, war es nicht mehr weit, bis sie Alarm schlagen konnte.

Sie warf noch einen Blick zurück, sah den wallenden Nebel und glaubte, die schreckliche, etwas rötlich schimmernde Totenfratze des Skeletts zu erkennen, aber sicher war sie nicht.

Was konnte jetzt noch passieren? Lady Sarah lief die letzten Schritte vor und umfasste die Laterne. Lange war sie nicht mehr so außer Atem gewesen wie in diesen Augenblicken.

Die erste Angst hatte sich etwas gelegt, aber sie stieg wieder hoch, als Lady Sarah die Schritte vernahm.

Diesmal ganz in ihrer Nähe!

Geisterhaft erschienen die Umrisse aus dem Nebel. Eine kühle Hand griff nach ihr, zog sie von der Laterne weg, und die Horror-Oma stieß einen Schrei aus, den der Nebel allerdings dämpfte.

»Was ist denn los, Sarah?«

Fast wäre sie zusammengesunken, als sie Jane Collins Stimme hörte.

***

Jane hatte Mühe, die Horror-Oma, deren Knie doch sehr weich geworden waren, aufzufangen. Sie musste zweimal nachfassen, sonst wäre sie ihr aus dem Griff gerutscht.

So aber hielt sie Sarah Goldwyn fest, die sich gegen die ehemalige Hexe presste und erleichtert aufschluchzte. Sprechen konnte sie noch nicht, so dauerte es eine Weile, bis Jane die ersten Fragen stellen konnte.

»Was ist denn los? Mein Gott, ich habe mir Sorgen um dich gemacht, als du nicht zurückkamst.«

Sarah drückte sie hoch. Sie legte ihre Hände auf Janes Schultern. »Hör mir zu, Kind, hör mir jetzt genau zu.« Ihre Worte wurden immer durch heftige Atemzüge unterbrochen.

»Ja, ja, schon gut. Was ist denn?«

»Ich… ich habe einen Toten gefunden!«

Janes Mimik versteinerte. »Was sagst du da?«

Lady Sarah nickte heftig. »Und das ist noch nicht alles. Ich habe auch den Nebelmörder gesehen.«

»Ja, ich auch. Im Kino.«

»Nein, in Wirklichkeit. Er muss den Mann in dem Toilettenhäuschen getötet haben. Es war furchtbar. Er hat wahrscheinlich sein Messer

genommen. Ich habe überall Blut gesehen. Danach erst sah ich den Killer. Er kam aus dem Nebel und war in Begleitung eines gewaltigen Skeletts, dessen Schädel rötlich schimmerte.«

Jane musste diese Nachricht zunächst verdauen. »Und das stimmt?« hakte sie nach.

»Ich schwöre es.«

Lady Sarah wurde zwar wegen ihres außergewöhnlichen Hobbys die Horror-Oma genannt, aber eine Spinnerin war sie deshalb nicht.

Wenn sie von diesen Dingen berichtete, mussten sie auch Hand und Fuß haben.

»Sollen wir hingehen?« fragte Jane.

»Nein, auf keinen Fall. Wir werden zur nächsten Zelle laufen und die Polizei benachrichtigen.«

Jane schaute die ältere Freundin skeptisch an. »Wenn du meinst.«

»Hattest du nicht auch so ein komisches Gefühl gehabt?«

»Sicher, das schon…«

»Dann hast du jetzt den Beweis.«

»Kennst du den Toten?« fragte Jane.

»Nein, ich habe ihn nie zuvor gesehen. Ich habe auch nicht so genau hingeschaut. Der Mörder hat schrecklich gewütet.« Bei diesen Worten drehte sich die Horror-Oma um, als hätte sie Angst, dass der unheimliche Killer schon hinter ihr lauern würde.

Jane Collins hatte sich entschieden. »Okay, gehen wir. Der Film ist uninteressant geworden.« Sie sah sich um, obwohl sie kaum etwas erkennen konnte. »Fragt sich nur, wo wir die nächste Telefonzelle finden können.«

»Bestimmt hier auf dem Gelände.«

»Ja, aber nicht zwischen den Kulissen.«

»Dann möglicherweise am Parkplatz«, schlug Lady Sarah vor und erntete von Jane zustimmendes Nicken.

Der Weg zum Parkplatz gefiel ihnen beiden nicht. Obwohl sie nicht darüber sprachen, zeigten ihre Gesichter eine gewisse Spannung und auch Anstrengung. Die Blicke waren lauernd geworden, mit denen sie sich umschauten. Sie traten möglichst leise auf, um andere Schritte sofort hören zu können.

Es geschah nichts Aufregendes. Schon bald sahen sie die kompakt wirkenden Schatten der abgestellten Wagen zwischen den grauen, lautlos treibenden Schleiern.

»Und wo ist die Zelle?« fragte Jane.

Lady Sarah hob die Schultern. »Ich meine jedenfalls, eine entdeckt zu haben, als wir herfuhren.«

»Dann muss sie ja noch da sein, falls es sich bei ihr nicht um eine Kulisse handelt.«

Die beiden Frauen suchten weiter, und sie passierten dabei die Reihe

der abgestellten Wagen. Die Laternen brachten auch hier kaum Helligkeit. Sie waren mehr als Orientierungspunkte zu bezeichnen.

Lady Sarah konnte sich auf ihr Gedächtnis verlassen. Sie entdeckten tatsächlich eine Telefonzelle, die keine Kulisse war. Jane zog die Tür des roten Häuschens auf. »Soll ich es auch bei John Sinclair versuchen?«

»Nein, lass ihn. Es reicht, wenn er sich morgen früh hier umsieht.«

»Und der Killer?«

Die Horror-Oma hob die Schultern. »Ich glaube kaum, dass er in dieser Nacht noch aktiv wird, wenn es hier von Polizisten wimmelt.«

»Ja, das kann sein.«

Jane hatte schnell Verbindung bekommen, reichte Lady Sarah dann den Hörer, die ihre Meldung durchgab. Ihre Angaben waren sehr präzise. Der zuhörende Beamte glaubte zunächst an einen makabren Witz, weil dieser Mord bei der Aufführung eines Gruselfilms entdeckt worden war.

Doch Lady Sarah gab nicht auf, und es gelang ihr, den Mann zu überzeugen. Kopfschüttelnd verließ sie die Zelle. »Was diese Polizisten sich manchmal einbilden, ist wirklich ungeheuer.«

»Man kann es ihnen nicht einmal verdenken. Ein echter Mord bei einer Horrorfilm-Premiere, das klingt schon nach einem Märchen.«

Die Horror-Oma senkte den Kopf. »Ich wollte, es wäre eines, meine Liebe…«

***

Trotz des trüben Wetters fing der Morgen eigentlich gut an. Es lag wohl an Glendas Kaffee, der so herrlich duftete, aber ich kam nicht mehr dazu, den zweiten Schluck zu genießen. Der Anruf einer gewissen Sarah Goldwyn, auch Horror-Oma genannt, schreckte mich aus den warmen Kaffeeträumen. Was sie zu berichten hatte, riss mich vom Stuhl, so dass ich mich in den Wagen schmiss und losfuhr.

Mein Ziel waren die Studios, wo man den Toten gefunden hatte. Suko war im Büro geblieben. Wenn ich ihn brauchte, wollte ich ihn anrufen.

Durch die Innenstadt zu fahren war eine Tortur. Der Verkehr schien im grauen Brei des Nebels erstickt zu sein. So hatte ich Zeit, über Autotelefon mit dem zuständigen Chef der Mordkommission zu reden, den ich glücklicherweise ziemlich gut kannte.

Der Mann hieß O'Donnell. Seine Stimme klang müde, weil er die Nacht über auf den Beinen gewesen war. »Dass Sie mitmischen, Sinclair, hat man mir schon berichtet. Diese Sarah Goldwyn sprach davon. Ist sie wirklich so gut mit Ihnen bekannt?«

»Ja.«

»Dann haben Sie ja die beste Zeugin. Vorausgesetzt, es stimmt, was

sie gesehen hat.«

»Man kann sich auf sie verlassen.«

»Wollen Sie zu mir kommen? Ich muss sowieso durchmachen. Doppelschicht, verstehen Sie?«

Ich fuhr wieder an und geriet in einen Kreisverkehr. Die anderen Wagen erschienen wie Schatten an der linken Seite und rollten lautlos heran.

»Eigentlich hatte ich vor, den Tatort zu besichtigen.«

»Das können Sie verschieben, denn es ist nicht viel zu sehen. Wenn Sie mich fragen, sind die Aufnahmen unseres Fotografen wesentlich besser.«

»Okay, dann komme ich.«

Man gab mir die genaue Adresse, und ich fuhr weiter im Schritttempo.

Der Nebel glich einem Vorhang, der immer dichter wurde. Dem Wetterbericht nach zu urteilen, sollte er noch einige Tage die Stadt wie eine große Decke einhüllen.

Das war nichts Neues für London. Der November brachte eben die dunklen Schwaden. Dieses Wetter hatte unzählige Autoren dazu animiert, gruselige Mordgeschichten zu schreiben. Aber es hatte auch tatsächlichen Mördern die entsprechende Umgebung gegeben.

Lady Sarah hatte mich kurz eingeweiht und von einem Nebelmörder gesprochen, dessen Taten verfilmt worden waren. Der Film hatte am gestrigen Abend Premiere gehabt.

Dabei war es dann zu dieser Bluttat gekommen.

Mehr wusste ich nicht, aber O'Donnell würde mich sicherlich informieren.

Ich brauchte fast die dreifache Zeit für die Strecke und konnte meinen Rover neben Polizeiwagen abstellen. O'Donnell empfing mich in seinem Büro. Es war karg eingerichtet, aber das kannte ich ja. »Setzen Sie sich doch.«

Er schabte über seinen Bart. Eine gewisse Ähnlichkeit mit dem amerikanischen Filmschauspieler Walter Matthau war ihm nicht abzusprechen.

Auch er wirkte zerknautscht, und die Bartschatten auf seinen Wangen zeugten ebenso von der durchgearbeiteten Nacht wie die dicken Ringe unter den Augen.

»Kaffee?« fragte er.

»Ein Tröpfchen.«

»Ja, okay.« Er bestellte ihn, lehnte sich zurück und hakte die Daumen hinter die breiten grünen Hosenträger. Er zog sie nach vorn und ließ sie wieder zurückschnappen. »Eine verdammt unangenehme und miese Geschichte ist das, kann ich Ihnen sagen. Damit hätte ich nie im Leben gerechnet.«

»Mit einem Mord?« Er hustete. »Was heißt Mord? Das ist eine Schweinerei, eine verdammte. Dieser Killer hat den Nebelmörder genau kopiert. Er hat das Opfer ebenso getötet wie der damalige Unhold.«

»Wer wurde umgebracht?«

»Ein Mann namens Wayne Ross. Er ist Schauspieler und hatte in dem Film die Rolle des Mörders übernommen.«

Der Kaffee wurde gebracht. Er war heiß und sehr stark. Wir tranken einen ersten Schluck. O'Donnell holte eine Zigarre hervor und klemmte sie sich zwischen die Lippen. Er zündete sie an, paffte die ersten Wolken und redete gleichzeitig. »Weshalb killt man einen Schauspieler, und wer hat es getan?«

»Der Nebelmörder!« O'Donnell wäre fast die Zigarre aus dem Mund gefallen. »Sie sind gut, Mann. Das weiß ich selbst, dass es der Nebelmörder gewesen ist, wenn man ihn eben so nennen will. Aber der währe Nebelmörder ist tot. Der hat vor Jahren gewütet. Polizisten haben ihn gestellt und erschossen.«

»Und jetzt ist er wieder da!« O'Donnell bekam große Augen. »Das kann er nicht. Sie haben ihn begraben. Der muss längst vermodert sein.«

»Wissen Sie es?«

»Ja.«

»Haben Sie das Grab öffnen lassen?«

Der Kollege legte seine Zigarre in den Ascher und wedelte den Qualm zur Seite. »Hören Sie, Sinclair, ich weiß, um welche Dinge Sie sich kümmern. Sie haben auch oft genug recht behalten und viele Erfolge gehabt, aber hier sind Sie schief gewickelt. Dieser Mord ist normal. Da hat kein Geist mitgespielt!«

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Das weiß ich eben.«

»Sarah Goldwyn sprach anders.«

Er winkte ab. »Das ist eine alte Frau, Sinclair. Die musste eben so reden. Was die gesehen haben will, daran glaube ich nicht. Laufen Sie mal durch den Nebel, dann sehen Sie auch die unmöglichsten Dinge. Gespenster, Geister, Horror-Figuren, was weiß ich.«

»Zumindest hat sie den Toten entdeckt.«

»Ja, und der war echt.« O'Donnell bewegte sich und zog eine Schublade auf. Er holte einen braunen Umschlag hervor und drehte ihn so, dass die Hochglanzfotos heraus und über den Tisch rutschen konnten, wo sie auseinanderfächerten.

»Da, sehen Sie sich die Dinger an, Sinclair. So hat der Killer gewütet.«

Ich tat es widerwillig, aber so etwas gehört nun leider zu meinem Job.

O'Donnell paffte an seiner Zigarre. »Das ist ein verdammter Hammer,

nicht wahr?«
Ich nickte.
»Sie sehen blass aus, Kollege.«
»Waren Sie das nicht?«
»Ja, verdammt, das war ich. Ich will den Täter haben.« Durch den dünnen Rauch zwischen uns starrte er mich an. »Wer so etwas getan hat, gehört hinter Gitter.«
»Können Sie Tote einsperren?«
O'Donnell schüttelte den Kopf. »Verdammt, jetzt verstehe ich überhaupt nichts mehr. Wie meinen Sie das denn?«
»Ich denke an den Nebelmörder.«
Der Beamte stöhnte auf. »Mann, meinetwegen. Aber ich nenne ihn den Nebelmörder Nummer zwei.«
»Haben Sie noch Unterlagen von dem ersten?«
»Natürlich. Ich habe sie sogar eingesehen.«
»Und?«
»Das war vor fünfzig Jahren, da hat er London unsicher gemacht. Nicht nur Soho wie Jack the Ripper. Nein, er war überall zu finden und erschien, wenn die Novembernebel über der Stadt lagen. Acht Opfer hat er hinterlassen.«
»Männer und Frauen?«
»Sowohl als auch.«
»Wie fasste man ihn?«
O'Donnell hob die Schultern. »Wie so oft im Leben war es eigentlich ein Zufall. Den Ausschlag gab eine Razzia in einem stattbekannten Unterweltslokal. Als die Polizisten dort eindrangen und Personalien überprüfen wollten, drehte der Nebelmörder plötzlich durch. Erst wollte er verschwinden, zwei Leute hielten ihn fest, trotzdem konnte er noch sein Messer ziehen. Es gab auch Verletzte, schließlich aber brach Jeremy Ice, so hieß er, unter den Kugeln zusammen. Das war sein Ende.«
»Und jetzt hat sich ein Regisseur der Geschichte angenommen?«
»Ja, ein Mann namens Dino Faretti. Ein Italiener, der seit zwei Jahren in London lebt. Er hat sich mit dem Killer beschäftigt, sein Leben studiert und einen Film über ihn gedreht. Fragen Sie mich nicht, was ich davon halte. - Nämlich nichts.«
Ich nickte. »Der Schauspieler, der die Rolle des Killers übernommen hatte, starb. War er vielleicht der erste in einer langen Kette? Was meinen Sie, O'Donnell?«
»Das wäre natürlich fatal, aber…« Er grinste. »Zum Glück ist es reine Theorie.«
»Bis jetzt.«
»Meinen Sie, dass die Morde eine Fortsetzung finden?«
»Ich rechne zumindest damit.«

O'Donnell beugte sich vor. Er hatte die Hände auf den Schreibtisch gelegt und sie zu Fäusten geballt. »Ich weiß nicht, ob und wie Sie recherchieren wollen, Sinclair, ich aber verlasse mich lieber auf die althergebrachten Methoden. Ich kann mir gut vorstellen, dass dieser Schauspieler Feinde hatte.«

»Wieso?«

Der Kollege mir gegenüber hob die Schultern. »Meine Leute haben sich ein wenig mit seinem Leben befasst, und da ist einiges ans Tageslicht gefördert worden. Dieser Wayne Ross verkehrte in Halbweltkreisen. Er war ein Typ, der so ziemlich alles ausprobiert hatte. Vom Rauschgift bis zu Sex-Orgien. Dem war also nichts fremd. Vielleicht finden wir dort ein Motiv.«

»Möglich«, gab ich zu.

»Aber Sie glauben nicht daran?«

»Nein.«

O'Donnell zündete die erloschene Zigarre erneut an. »Wie wollen Sie denn Ihre Nachforschungen betreiben?«

Ich lächelte schmal. »Das ist ganz einfach. Ich setze mich mit meiner alten Freundin, Mrs. Goldwyn, zusammen.«

»Und der glauben Sie?«

»Ja.«

O'Donnell grinste. »Vielleicht muss man in Ihrem Job an Geister und Gespenster glauben, Sinclair. Ich allerdings habe da eine andere Meinung, wenn Sie verstehen. Wer in der Dunkelheit durch den Nebel geht, der sieht nun mal Gespenster. Das würde ich ja auch. Dass sie den Killer gesehen hat, nehme ich ihr ja noch ab, aber nicht mehr. Das komische Skelett hat sie sich meiner Ansicht nach nur eingebildet. Da können Sie erzählen, was Sie wollen.«

»Sicher. Jeder hat seine Meinung.« Ich wechselte das Thema. »Wie sieht es auf dem Filmgelände aus?«

»Alles ruhig jetzt.«

»Haben Sie es absperren lassen?«

»Nein, dazu bestand kein Grund.«

»Und wie sieht es mit den Verhören der anderen Schauspieler aus?«

»Sie und der Regisseur haben nichts gesehen. Als es passierte, lief ja noch der Film. Ihre Bekannte hat die Leiche nur durch Zufall entdeckt.«

»Ich werde auf jeden Fall mit ihr reden. Wo ist dieser Nebelmörder eigentlich begraben worden?«

»Auf einem kleinen Friedhof in der Nähe von Paddington. Wollen Sie etwa zu seinem Grab fahren?«

»Ja.«

O'Donnell grinste schief. »Und es öffnen lassen?«

»Das weiß ich nicht.«

»O Mann.« Er schlug gegen seine Stirn. »Ich sehe schon, Sie glauben an einen mordenden Geist.«

»Es wäre nicht der erste Fall dieser Art«, erwiderte ich ernst und erhob mich.

Auch O'Donnell stand auf. Er sagte nichts und hob nur die Schultern. »Wir werden ja sehen, wer recht behält.«

Über den Schreibtisch hinweg reichten wir uns die Hand. Dann verließ ich das Revier und ging sehr nachdenklich zu meinem Wagen zurück…

***

Der nächste Weg führte mich hoch nach Paddington. Unterwegs hatte ich per Autotelefon mit Suko gesprochen und ihn von dem Fall unterrichtet. Er sah ihn ebenso wie ich.

»Soll ich auch zum Friedhof kommen?«

»Nein, du kannst vorläufig noch im Büro bleiben. Ich erledige das andere schon.«

»All right.«

Und weiter ging die Kriecherei. Bis Paddington war es ein schönes Stück zu fahren. Der Nebel machte die Sache nicht einfacher. Das Wetter verlangte von einem Autofahrer eine sehr hohe Konzentration. Alles verschwamm, als hätte jemand einen gewaltigen Kübel über London entleert. Immer wenn ich anfuhr, hatte ich das Gefühl, durch stehende Fahnen zu rollen. Auch nahe des Friedhofs lichtete sich die Brühe nicht.

Ich hatte Mühe, den Eingang zu finden.

Eine Beerdigung fand nicht statt. Die Begräbnisstätte war ein Areal der absoluten Ruhe. Der Nebel verschluckte die Geräusche, und ich sah auch keinen Menschen, an den ich mich hätte wenden können. Zwei Arbeiter kamen mir entgegen. Die Männer hatten ihre Hacken und Schaufeln geschultert. Sie wussten bestimmt nicht Bescheid.

Ich hatte trotzdem Glück, weil mir ein Mann im grauen Kittel über den Weg lief- Er hielt eine Liste in der Hand, unter der ein schmales Schreibbrett lag. Er trug in die Liste etwas ein und war über die Störung ungehalten.

»Ich suche ein bestimmtes Grab«, sagte ich.

»Das ist schlecht bei dem Nebel.«

»Weiß ich, aber Sie können mir sicher helfen.«

»Ich habe keine Zeit.«

»Wo finde ich das Grab von dem Nebelmörder?«

Der Mann blickte mich überrascht an. »Da wollen Sie hin? Das finden Sie sowieso nicht.«

»Dann führen Sie mich bitte.«

»Wie käme ich dazu?«

Er hatte die Frage kaum ausgesprochen, als er bereits auf meinen Ausweis schaute. »Polizei?«

»Sicher.«

»Nun ja, ich habe zu tun.«

»Das weiß ich, aber es ist wichtig. Sie brauchen ja nicht bis direkt an das Grab mitzugehen. Es reicht, wenn…«

Er ließ mich nicht ausreden. »Ja, kommen Sie mit.«

Etwas wütend ging er vor mir her. Seine Arme schlenkerten im Rhythmus der Schritte. Er hatte die Hände zu Fäusten geballt.

Manchmal sagte er auch etwas, das ich nicht verstand.

Der neue Friedhof blieb hinter uns zurück, und wir näherten uns dem alten Teil, wo das Grab des Nebelmörders lag. Noch immer lagen die dichten Fahnen über dem Gelände. Sie schienen sich in den Bäumen festzuklammern.

Der Mann nahm eine Abkürzung und führte mich über einen weichen Wiesenboden bis fast an die alte Friedhofsmauer. Er ließ es sich nicht nehmen, mir das Grab persönlich zu zeigen.

»Das ist es.«

»Danke.«

»Dann kann ich wieder gehen?«

»Natürlich.«

Der Mann verschwand grußlos, und ich sah mir das Grab des Nebelmörders näher an. Es unterschied sich in nichts von den anderen letzten Ruhestätten. Dass es sehr alt war, konnte ich sehen. Der Grabstein war nur noch ein schiefes Fragment. Als ich nahe an ihn heranging, las ich auch den Namen des Mörders.

Und dann fielen mir die Spuren in dem weichen Boden auf. Sie stammten nicht von mir und auch nicht von meinem Begleiter. Dieses Grab musste Besuch gehabt haben.

Es waren Fußabdrücke, die ich zunächst vorsichtig umging und sie dann zurückverfolgte. Auf dem Grasboden in der Nähe verloren sie sich. Aber zum Grab hin und wo das Gras nicht mehr so dicht wuchs und einen Teppich bildete, konnte ich sie deutlich erkennen.

Ein Mann hatte den Weg hierher gefunden. Sohle und Absatz zeichneten sich deutlich ab. Die Schuhspitze wies zum Grab. Dicht vor der unteren Kante hörten sie auf.

Ich ging in die Hocke und entdeckte außer den Fußspuren auch Handabdrücke in der weichen Graberde.

Das ließ nur einen Schluss zu.

Hier hatte jemand vor dem Grab gekniet, sich vorgebeugt und mit beiden Händen abgestützt. Weshalb hatte er das getan?

Ich grübelte über eine Lösung nach und kam zu dem Schluss, dass der Unbekannte etwas gesucht haben musste. Aber das Grab selbst sah unbeschädigt aus.

Jeremy Ice, dachte ich. Was hat dich für einen Besucher so interessant gemacht?

Eine Antwort fand ich nicht. Es blieb mir nichts anderes übrig, als eine eigene Theorie zu basteln. Vielleicht war der Killer des Schauspielers zuerst auf diesen Friedhof gegangen und hatte das Grab besucht, bevor er die blutige Tat beging.

Wenn ja, musste er einen Grund gehabt haben. Wollte er sich vielleicht Kraft holen? Wenn ja, von wem?

Von einem Dämon, vom Teufel? Es gab eigentlich zahlreiche Antworten, falls Schwarze Magie mit im Spiel war. Ich spielte mit dem Gedanken, das Grab öffnen zu lassen. Dann würde sich herausstellen, ob man den Nebelkiller tatsächlich damals hier begraben hatte oder ob alles nur eine Finte gewesen war.

Ich stand wieder auf - und verspürte die Warnung!

Es war nur ein Gefühl, vielleicht ein kurzes Zusammenziehen meiner Magenmuskeln, aber auf so etwas achtete ich und drehte mich sehr vorsichtig um.

Vor mir wallte und bewegte sich der Nebel. Die nahen Bäume waren nicht mehr zu sehen. Sie zeichneten sich auch nicht als Schatten ab. Die Brühe fraß alles.

Was hatte mich gewarnt?

Ich lauschte in die Stille. Jenseits der Mauer vernahm ich einige Geräusche. Einmal erklang eine Autohupe, dann hörte ich einen lauten Ruf, danach war es wieder still.

Ich wandte dem Grab auch weiterhin den Rücken zu, als ich mich in Bewegung setzte. Meine Füße versanken im weichen Boden. Der Blick blieb starr gegen den Nebel gerichtet, der sich leicht bewegte, manchmal Figuren schuf, sie wieder zerriss und zu neuen Gebilden formte.

Stand dort jemand?

Bisher sah ich nichts, aber da war plötzlich die Stimme. Sie lag in der Luft und schien mit den monoton treibenden Schwaden vermischt zu sein. »Verlass die Stelle des Grauens, sonst wird dich der Tod holen! Jeder, der herkommt, steht auf seiner Liste. Der Nebelmörder ist zurückgekehrt. Seine Taten werden mit Blut geschrieben…«

»Zeig dich!«

»Nein, es reicht, wenn ich dich sehe. Hüte dich vor meiner Klinge! Hüte dich…«

Dann hörte ich nichts mehr. Ich vernahm auch kein Geräusch, als sich der Sprecher zurückzog. Allein und von geisterhaften Dunstschwaden umgeben, blieb ich zurück.

Hatte ich tatsächlich mit dem Nebelmörder gesprochen? Wenn ja, mit welchem? War der erste, der echte, aus dem Grab gestiegen, um als Zombie die Menschen zu verfolgen? Oder hatte er einen

Nachahmer gefunden?

Beides war möglich. Ich musste einfach davon ausgehen, dass dieses Geheimnis möglicherweise nur innerhalb des Grabs zu lüften war.

Noch einmal ging ich zurück, kniete mich nieder und holte mein Kreuz hervor.

Es war mir schon gelungen, mit Hilfe des Kreuzes einen Blick in die Tiefe fremder Gräber werfen zu könnend Vielleicht schaffte ich es hier auch, wenn das Grab ein zentraler Punkt der Schwarzen Magie war.

Auf der Mitte der weichen Erde legte ich es nieder und wartete auf eine Reaktion.

Es tat sich nichts. Weder ein Glänzen noch ein Strahlen entstand. Das Kreuz blieb ruhig.

Sollte ich die Formel sprechen und es aktivieren? Dabei konnte ich die andere Magie möglicherweise zerstören.

Ich wagte es, und der lateinische Spruch flog mir glatt und sicher über die Lippen. »Terra pestem teneto - Salus hie maneto…«

Nichts geschah!

Ich dachte schon an einen Irrtum und wollte das Kreuz wieder an mich nehmen, als die Reaktion im Innern des Grabes erfolgte. Dort rumorte es plötzlich. Es war kein lauter Donner, eher schon ein Grollen, das einem Lachen glich. Die Erde geriet in Bewegung, so dass Risse entstanden, durch die mein Kreuz fast gerutscht wäre. Ich konnte es noch an mich nehmen, sah das matte Leuchten und das leichte Funkeln der vier Buchstaben an seinen Enden.

Öffnete sich das Grab möglicherweise meinen Blicken, damit ich den Inhalt erkannte?

Nein, das geschah nicht.

Und das leichte Grollen versickerte, so dass mich wieder die normale Stille des Friedhofs umgab.

Tief holte ich Luft und stand auf. Man spricht manchmal von der Politik der kleinen Schritte. Hier war ich einen kleinen Schritt weitergekommen, mehr aber auch nicht. Ich wusste nun, dass dieses Grab nicht normal war. Es hatte einen schwarzmagischen oder dämonischen Kern tief in seinem Innern.

Wer dafür verantwortlich war, darüber konnte ich nur spekulieren. Möglicherweise hatte sogar Asmodis seine Hände mit im Spiel. Das Lachen war mir irgendwie bekannt vorgekommen.

Um den Fall aufzuklären, brauchte ich das Grab nicht mehr. Ich wollte den Nebelmörder. Die Stimme war wichtig geworden. Sie hatte mich gewarnt, nur dabei nicht bedacht, dass Warnungen dieser Art bei mir genau das Gegenteil bewirkten.

Da hörte ich nicht auf, da fing ich erst an.

Und zwar richtig!

***

Als ich den Wagen in der kleinen Straße in Mayfair stoppte, blieb ich zunächst einmal hinter dem Lenkrad sitzen, um die Spannung aus meinen Gliedern zu treiben, denn die zweite Fahrt durch den Nebel hatte mich doch genervt.

Zweimal war ich nur um Haaresbreite einem Auffahrunfall entgangen, und da hätte die Schuld bei mir gelegen.

Ich war natürlich nicht ohne Grund nach Mayfair gefahren, denn hier wohnte Lady Sarah Goldwyn zusammen mit ihrer neuen »Partnerin«

Jane Collins, der ehemaligen Hexe mit dem künstlichen Herzen.

Ich war froh, dass Jane hier eine Heimat gefunden hatte, und die beiden Frauen verstanden sich trotz des Altersunterschiedes sehr gut. Ein Beweis mehr, dass Alt und Jung miteinander auskommen können. So erging es mir ebenfalls mit Sarah Goldwyn, obwohl ich einige ihrer Aktivitäten nicht unbedingt schätzte, weil sie die Angewohnheit hatte, sich des öfteren in Lebensgefahr zu bringen, wie die vergangene Nacht wieder einmal gezeigt hatte.

Ich stieg endlich aus und brauchte nur ein paar Schritte über den schmalen Vorgartenweg zu gehen, um die Haustür zu erreichen. Selbst aus dieser Entfernung verzerrte der Nebel das Bild völlig. Die Hauswand war nur als Schatten zu erkennen, die Haustür überhaupt nicht. Das heißt, sie war mehr zu ahnen.

Ich hatte kaum geklingelt, als ich schnelle Schritte vernahm und mir geöffnet wurde.

Jane Collins schaute mich an. »Endlich, John, wir haben dich schon vermisst. Du kommst sehr spät.«

»Ich hatte noch zu tun.«

»Wo?«

»Auf einem Friedhof.«

Jane kombinierte messerscharf. »Du warst am Grab des Nebelkillers. Stimmt es?«

»Richtig, Mrs. Holmes.« Ich lächelte knapp. »Aber willst du mich hier auf der Matte stehenlassen?«

»Sorry.« Jane trat zur Seite. Sie trug eine Cordhose, die in den Farben violett und dunkelrot schillerte. Als Oberteil hatte sie einen hüftlangen grünen Pullover übergestreift.

Von Lady Sarah sah ich nichts, dafür hörte ich ihre Stimme aus dem Wohnraum.

»Sie telefoniert«, erklärte Jane.

»Dann will ich nicht stören.«

»Unsinn.« Jane legte mir eine Hand gegen die Hüfte. »Komm ruhig, das Telefonat hängt sowieso mit unserem Fall zusammen.«

»Wie das?«

»Kann ich dir auch nicht genau sagen, aber sie hat es wieder einmal geschafft, sich reinzuhängen. Du kennst sie ja. Sarah lässt nicht locker,

wenn sie einmal Blut gerochen hat.«

»Ja, das kenne ich.«

Im Wohnraum hockte die Horror-Oma auf der Kante eines Sideboards.

Sie sah mich eintreten, winkte mir zu und telefonierte dabei weiter. Ich verstand auch den Namen des anderen Teilnehmers. Es war eine Frau, eine gewisse Lorraine.

Jane und ich setzten uns gegenüber. Die Detektivin blickte mich an.

»Wie geht es dir, John?«

»Noch gut.«

»Wieso?«

»Ich hatte Kontakt zu dem Nebelmörder.«

Ihre Augen weiteten sich. »Du hast ihn gesehen?«

»Leider nicht, nur gehört. Er hat mich gewarnt, die Finger vom Fall zu lassen.«

»Komm, erzähle.«

Während ich sprach, stand Jane auf und holte eine dritte Teetasse aus dem Schrank. Sie stellte sie vor mir auf den runden Tisch und schenkte aus der runden Kanne ein.

Ich hatte mich zurückgelehnt und fühlte mich plötzlich »sauwohl«, die Spannung fiel von mir ab wie eine alte Haut. Mir ging es gut.

Möglicherweise lag es auch an der Atmosphäre, die in dieser Wohnung herrschte. In vier Wochen war Weihnachten. Lady Sarah hatte Tannengrün gekauft und es mit dicken, roten Kerzen dekoriert. Wie kleine Inseln standen die vier Gestecke im Zimmer verteilt.

Sie musste auch gebacken haben, denn der Duft von frischem Zimtgebäck lag noch in der Luft. Jane stellte einen Teller mit diesen Plätzchen neben die Tasse und nickte mir lächelnd zu. »Ich sehe doch, was dir fehlt, John.«

»Danke.« Ich biss in das Plätzchen und musste Lady Sarah ein Lob zollen. Sie hatte inzwischen aufgehört zu telefonieren und saß jetzt zwischen Jane und mir.

»Ich habe einen Teil deines Berichts gehört, John«, sagte sie. »Was ist dein Fazit?«

Ich nahm ein zweites Stück Knabbergebäck und hob die Schultern.

»Das kann ich jetzt schlecht ziehen. Ich weiß einfach zu wenig.«

»Aber du hast eine Theorie.« Bei diesem Satz bewegte sie ihre Hand und streckte den Finger gegen mich.

Ich schmunzelte. Lady Sarah kannte mich gut. Sie wirkte auf mich richtig aufgedreht. Ein grünes Kleid hatte sie angezogen. Locker wurde es in Hüfthöhe von einem Gürtel gehalten. Diesmal trug sie drei Ketten, und auch die Brille baumelte an einem Band vor ihrer Brust. Die grauen Haare waren schick frisiert und hatten einen leicht bläulich leuchtenden Schimmer.

Ich schluckte den Keks und trank Tee. »Ich habe in der Tat eine Theorie. Und zwar gehe ich davon aus, dass wir es hier mit einem Nachahmer zu tun haben.«

»Also nicht den echten?«

»Nein, Sarah, keine Zombies. Ich war auf dem Friedhof. Dann hätte das Grab anders ausgesehen.«

»Es war völlig normal?«

Jane hatte die Frage gestellt. Ihr nickte ich auch zu. »Bis auf eine Kleinigkeit. Ich entdeckte Fußspuren, die zum Grab hinführten. Diese Spuren sahen mir sehr frisch aus.«

»Es war vor dir jemand da?«

»Richtig.«

»Der Nebelmörder«, sagte Lady Sarah. »Das ist ganz klar. Für mich gibt es keine andere Lösung.« Sie räusperte sich. »Schließlich habe ich ihn gesehen.«

»Was dir kein Polizist glauben will.«

»So ist es.«

»Weißt du, John«, sagte Jane. »Es war überhaupt schwierig, die Mordkommission an den Tatort zu holen. Die Leute hielten unsere Meldung für einen Scherz.«

»Kann ich mir vorstellen.«

»Und die Theorie der Polizei geht dahin, dass das Motiv des Mordes in der Vergangenheit des Opfers liegen muss«, erklärte die ehemalige Hexe. »Aber davon sind wir nicht überzeugt.«

»Ich auch nicht.«

»Außerdem kommt noch etwas hinzu«, sagte Lady Sarah. »Ich habe doch vorhin telefoniert.«

»Ja, mit einer gewissen Lorraine.«

»Genau, John. Sie heißt Lorraine Carr und ist eine der weiblichen Hauptdarstellerinnen in dem Streifen. Ich habe mich in der vergangenen Nacht ein wenig mit ihr angefreundet und sie gebeten, mich anzurufen, wenn sich etwas Neues ergibt. Das hat sie getan. Und was soll ich euch sagen, Kinder?« Lady Sarah beugte sich vor und schaute uns wissend an. »Es hat sich etwas getan. Der Regisseur des Films, dieser Dino Faretti, hat für heute Abend seine Schauspieler an den Drehort bestellt.«

Jane und ich wechselten einen kürzeren Blick. Wir sahen darin keinen Sinn und fragten wie aus einem Mund. »Weshalb?«

Sarah Goldwyn hob die Schultern. »Das hat auch Lorraine nicht genau gewusst. Er wollte etwas mit ihnen besprechen.«

Jane lachte bitter. »Und in der Nähe lauert wahrscheinlich der Nebelmörder.«

»Kommen sie denn?« fragte ich.

»Lorraine will hingehen. Die anderen sicherlich auch. John, das sind

alles keine großen Stars. Man kann es sich in dieser Branche nicht leisten, es sich mit einem Regisseur zu verscherzen. Da geht man besser auf seine Angebote ein.«

»Auch wenn sie das Leben kosten können?« fragte ich.

»Das ist noch nicht sicher.«

Ich leerte die Tasse. »Ob Faretti nun ein neues Projekt besprechen will oder nicht, für mich steht fest, dass er in einer gewissen Weise unverantwortlich handelt. Aber es ist gut, Sarah, dass du Bescheid weißt. Da können wir reagieren.«

»Du willst auch hin?«

»Und ob.« Ich lächelte schmal. »Zwar nicht offiziell, aber ich werde dort sein und Suko natürlich als Verstärkung mitnehmen.«

Die Horror-Oma rutschte unruhig im Sessel hin und her. »Mich reizt es ja auch, dabei zusein.«

»Bleib hier.«

Auch Jane stellte sich auf meine Seite.

Zu unserer Überraschung nickte die alte Dame. »Ja, ich rühre mich nicht von hier weg.«

Ich breitete die Arme aus. »Endlich wirst du mal einsichtig.«

»Vielleicht werde ich auch langsam alt. Aber ich will euch sagen, in der letzten Nacht, habe ich einen Schock erlitten. Als ich die Toilette suchte, den Toten sah, dazu das viele Blut und dann noch den Mörder und das gewaltige Skelett, da wurde mir ganz anders. Da hat mich die Angst gepackt.«

Ich nickte. »Klar, wem würde das nicht so ergehen?«

»Aber du wirst uns Bescheid geben, John?«

Ich hob die Hand. »Ehrensache. Und noch etwas. Welchen Zeitpunkt hat Lorraine Carr dir denn genannt?«

»Punkt zwanzig Uhr.«

Ich stand auf. »Dann werden Suko und ich bereits über eine Stunde dort sein…«

***

Lorraine Carr stand vor dem kleinen Fenster in ihrem Wohnraum und hatte die Stirn gegen die kühle Scheibe gedrückt. Es tat gut, die Kälte auf der schweißfeuchten Haut zu spüren. Dennoch konnte ihre innere Hitze nicht gelöscht werden.

Sie dachte darüber nach, ob es richtig gewesen war, Sarah Goldwyn über das Treffen zu informieren. Schließlich war sie eine Fremde, die mit dem Filmgeschäft überhaupt nichts zu tun hatte. Andererseits war ihr die ältere Lady so sympathisch gewesen, dass Lorraine einfach den Drang verspürt hatte, mit ihr zu telefonieren. Und zugesagt hatte sie auch nicht.

Sie glaubte kaum daran, dass Sarah Goldwyn an den Ort

zurückkehren würde, wo sie etwas so schreckliches erlebt hatte.

Dennoch blieben letzte Zweifel.

Lorraine blickte auf die Uhr. Es ging auf den Mittag zu. Draußen war der Nebel nur etwas lichter geworden, aber noch immer krochen die Autos nur so dahin.

Zu Fuß kam man besser voran, und die meisten Londoner hatten die Wagen auch in der Garage gelassen.

Lorraine Carr hasste den Nebel. Sie gehörte zu den Menschen, die den Sommer über alles liebten. Da war sie agil, da war sie aktiv, da konnte sie die wärmenden Strahlen genießen. Aber der Herbst oder der schneelose Winter waren Gift für ihr Gemüt.

Zudem wartete sie auf eine neue Rolle.

Man hatte ihr eine angeboten, doch die hatte Lorraine abgelehnt. Sie wollte nicht in einem erotischen Film mitwirken. Dieser Begriff war häufig nur die Umschreibung für einen Porno.

Von der letzten Gage würde sie sich noch einige Wochen über Wasser halten können. Was dann kam, musste man mal sehen. Vielleicht hatte Dino auch ein neues Projekt im Hinterkopf und wollte deshalb die Zusammenkunft der Crew. Oft war eine gewisse Negativ-Werbung besser als ein wohldurchdachtes Konzept.

Lorraine ging zum Kühlschrank, öffnete die Tür und fand das Innere fast leer bis auf einen halbrunden französischen Weichkäse. Sie verspürte Hunger. Wenn sie etwas anderes essen wollte als das Stück Käse, musste sie noch einkaufen.

Zeit genug war.

Lorraine Carr zog in der Minidiele den Thermomantel über das figurbetonte Strickkleid und band den knallroten Schal um den Hals. Sie war immer sehr besorgt um ihre Stimme. Schließlich wurde sie hin und wieder als Synchron-Sprecherin engagiert.

Eine Minute später hatte sie die Wohnung verlassen. Sie hasste dieses alte Haus, in dem es feucht war. Im Parterre noch stärker als bei ihr in der ersten Etage.

Unten im Flur spielten Kinder mit kleinen Autos.

Lorraine trat nach draußen. Der Nebel hüllte sie ein, als wäre sie in eine Waschküche gegangen. Unwillig zog sie die dunklen Augenbrauen zusammen, aber sie konnte nichts an dem Wetter ändern. Einen Film auf den Bahamas müsste man drehen, dachte sie, oder mit dem Traumschiff unterwegs sein wie eine deutsche Kollegin, mit der sie befreundet war und die ihr von dieser Reise vorgeschwärmt hatte.

Den Weg zum Supermarkt kannte sie. Er führte an einem Baugrundstück vorbei, das zum Gehsteig hin durch einen Lattenzaun gesichert war.

Früher war auf dem Gelände ein Spielplatz gewesen. Er hatte leider

weichen müssen.

Nach einem Fußweg von sechs Minuten durch den dicken Nebel hatte sie ihr Ziel erreicht. Vor dem Supermarkt standen die eisernen Fahrradständer. Die Räder klemmten mit ihren Vorderreifen in den schmalen Spalten.

Die meisten Anwohner wussten, welchem Beruf Lorraine nachging, und wenn sie »erkannt« wurde, fühlte sie so etwas wie Stolz.

Sie kaufte nur wenig ein. Etwas Brot, auch geschnittenen Käse, Milch und eine Flasche Rotwein. An der Kasse ließ sie sich eine Tüte geben und verließ das Geschäft.

Es war alles so normal, bis eben auf den Nebel, der fast alles zudeckte.

Eine dicke Schicht, mal heller, mal grauer und schlecht für die Bronchien. Trotz des wärmenden Thermomantels fröstelte Lorraine.

Vielleicht war es auch die innere Kälte, die sie umfangen hielt. Sie sehnte sich nach ihrer Wohnung, obwohl ihre eigenen vier Wände sie gleichzeitig abstießen. Sobald es im Filmgeschäft besser für sie lief, wollte sie sich eine andere Wohnung suchen.

Vorerst musste sie in dieser Gegend bleiben, die vor Jahren einmal zu einer vornehmen gehört hatte. Jetzt waren viele Häuser vergammelt. Die meisten Besitzer dachten nicht daran, sie renovieren zu lassen.

Die Tüte trug sie in der linken Hand. Die rechte hatte sie in der Manteltasche vergraben. Ziemlich schnell lief sie den Weg zurück. Es herrschte kaum Betrieb, auch der Supermarkt war ziemlich leer gewesen. Wer nicht unbedingt hinaus musste, der blieb in der Wohnung.

Lorraine Carr hörte ihre eigenen Schritte und gleichzeitig ein anderes Geräusch.

Es waren helle, metallisch klingende Laute, die dicht aufeinander folgten, als wäre jemand dabei, mit einem eisernen Gegenstand über ein Gitter zu schaben.

Lorraine blieb stehen.

Das andere Geräusch klang noch einmal kurz auf, dann verstummte es ebenfalls.

Die junge Schauspielerin bekam Angst. Sie drehte den Kopf nach rechts.

Dort befand sich der Bauzaun. An manchen Stellen klafften kleine Lücken oder Risse, aber die junge Frau traute sich nicht, einen Blick durch eine der Öffnungen zu werfen, denn das unheimlich klingende Geräusch war jenseits des Zaunes ertönt.

Sie ging weiter.

Zuerst langsam, dann etwas schneller, und prompt hörte sie wieder dieses harte Klingen, das jetzt sogar einen schmetternden Unterton hatte und den Weg der Frau begleitete.

Lorraine begann vor Angst zu zittern und lief schneller, um den Zaun möglichst rasch hinter sich zu lassen.

Da passierte es.

Die Schauspielerin bemerkte es kaum, weil der Vorgang einfach zu schnell ablief.

Dicht vor ihr knackte es. Das Holz des Bauzauns brach auf. Eine Latte war durchstoßen worden und hätte sie beinahe im Gesicht verletzt.

Wäre sie nur einen halben Schritt schneller gewesen, wäre sie nicht mehr am Leben gewesen.

So starrte sie auf die breite und beidseitig geschliffene Klinge des Killermessers…

***

Lorraine Carr stand auf der Stelle wie angeleimt. Sie konnte sich nicht bewegen und spürte auch nicht, dass ihr Splitter ins Gesicht geschleudert worden waren und in der Haut feststeckten.

Sie sah nur das Messer.

Eine Klinge, die sie kannte.

Der Nebelmörder hatte sie benutzt. Aber das war im Film gewesen. Hier befand sie sich in der Wirklichkeit.

Dann reagierte sie so, wie es in einem Drehbuch hätte stehen können.

Lorraine öffnete die linke Faust, die Tüte rutschte zu Boden, kippte um, die gekauften Lebensmittel rollten heraus. Eine Flasche zerbrach dabei.

Roter Wein breitete sich wie Blut auf dem Boden aus, und Lorraine riss den Mund auf.

Sie schrie und schrie!

Das Gesicht verzerrt, die Augen tränenverschleiert. Zitternd stand sie auf dem Gehsteig und brüllte ihre Angst heraus.

Sie sah nicht, dass die Klinge ebenso rasch verschwand, wie sie erschienen war, hörte nicht die Schritte herbeieilender Passanten und kam erst wieder richtig zu sich, als ihr jemand etwas gegen die Lippen presste, sie eine Flüssigkeit spürte und diese automatisch schluckte. Es war Whisky, der über die Zunge lief, in ihrer Kehle brannte, als wäre sie mit einer Säure gespült worden.

»Okay, noch einen kleinen Schluck!« hörte sie die ruhig klingende Stimme eines Mannes. »Dann sehen wir weiter.«

Sie trank. Anschließend atmete sie schwer. Ihr Herz raste noch immer, und auch ihr Blick klärte sich nur allmählich. Fünf Passanten hielten sie umringt. Von zweien wurde sie gestützt, und man bestürmte sie mit Fragen.

Lorraine gab keine Antwort. Sie drehte den Kopf so weit, dass sie durch eine Lücke den Bauzaun sah, der fast zum Greifen nahe war.

Sie sah auch das zerstörte Brett, und Angst stahl sich wieder in ihren

Blick.

»Was haben Sie denn?« fragte der Mann, der ihr zu trinken gegeben hatte.

»Der Zaun!« flüsterte Lorraine. »Dahinter hat einer gestanden und rammte ein Messer durch das Brett. Es war schlimm, ganz furchtbar. Ich… ich konnte nicht mehr.«

Die Passanten schauten auf die Stelle. Ein Mann ging hin und riss die Latte ganz aus dem Verbund. Er streckte seinen Kopf hindurch, zog sich aber schnell wieder zurück und gesellte sich achselzuckend zu den Wartenden. »Sorry, ich habe nichts gesehen. Nur Nebel, aber kein Messer.«

»Es war aber da, das können Sie mir glauben.«

»Sicher, wir glauben Ihnen ja. Wollen Sie vielleicht zu einem Arzt, Miss…?«

»Nein, auf keinen Fall. Ich wohne hier in der Nähe.«

»Ja«, sagte jemand, »das ist die Schauspielerin.«

»Die aus den Gruselfilmen?«

»Ja.«

»Dann sind ihr die Geister wohl jetzt erschienen.«

Lorraine Carr hörte die Sätze, als sie ihre Einkaufstüte wieder vollpackte und die Scherben der zerbrochenen Flasche anschließend mit dem Fuß in den Rinnstein schob.

Lorraine blickte nicht einmal zurück. Sie musste auch weiterhin parallel zum Bauzaun laufen, hielt aber jetzt Abstand. Mehr stolpernd als normal gehend, erreichte sie das Wohnhaus und drückte die Tür auf.

Die Kinder spielten noch immer im Flur. Sie sahen nicht zu ihr, auch als Lorraine an ihnen vorbeilief, die Treppe hochtaumelte und ihre Wohnung betrat.

Mit dem Fuß hämmerte sie die Tür zu und ließ sich Sekunden später in einen Sessel fallen, um sofort nach den Zigaretten zu greifen. Allmählich beruhigte sie sich. Sie hatte die Stiefel ausgezogen, den Mantel aufgeknöpft und die Beine ausgestreckt.

Zwei Zigaretten rauchte sie direkt hintereinander, und sie bemühte sich, nicht an diesen fürchterlichen Vorfall zu denken, der sie beinahe das Leben gekostet hätte.

Das war kein Film gewesen, die Klinge hatte so verdammt echt ausgesehen. Jemand hatte sie umbringen wollen.

Die Zigarette schleuderte sie in den Ascher, bevor sie die Hände hochriss und vor das Gesicht presste. Ein Mord hatte geschehen sollen, ein echter Mord.

Und sie wäre das Opfer gewesen!

Natürlich dachte sie an die Vorkommnisse der vergangenen Nacht, wo der Nebelmörder so grausam zugeschlagen hatte. War er es

vielleicht gewesen, der auf sie gelauert hatte?

Ja, der Täter hatte das gleiche Messer benutzt. Dass er sie verfehlt hatte, verdankte sie einem Zufall. Und die metallisch klingende Warnung hatte sie ebenfalls genau gehört.

Das harte Schrillen des Telefons schreckte Lorraine aus ihren Gedanken. Sie sprang förmlich auf und sah aus wie jemand, der aus einem tiefen Traum erwacht war. Konsterniert blickte sie sich um. Dann erst merkte sie, dass der Apparat schellte.

Sie hob ab, war aber nicht in der Lage, ihren Namen zu nennen. Das brauchte sie auch nicht, denn die offenbar verstellte Stimme sagte: »Du bist es, Lorraine.«

»Ja.«

»Das ist gut.«

Lorraine umklammerte den roten Hörer hart. Diese flüsternde Stimme war einfach fürchterlich. Sie brachte nicht nur einen akustischen Klang mit, Lorraine glaubte, auch das Wissen um Tod und Verderben herauszuhören. Eine nicht ausgesprochene, schlimme Warnung. Sie wunderte sich selbst, dass sie eine Frage stellen konnte.

»Wer… Wer sind Sie?«

»Dein Mörder!«

»Nein, ich… ich habe Ihnen nichts getan…«

»Doch, Lorraine, das hast du. Du hast mich an andere verraten. Deshalb werde ich dich holen. Hast du die Warnung nicht verstanden, die ich dir mit auf den Weg gab? Noch hast du Glück gehabt, aber warte, ich bin immer bei dir, und ich habe einen Begleiter, der sich dir ebenfalls zeigen wird. Schau zum Fenster! Los, schau hin!«

Sie tat es.

Es war der Zwang und die Macht der Stimme, die sie gehorchen ließ. Sie sah auf die Scheibe, die sich als grauer viereckiger Ausschnitt innerhalb der gelblichen Tapete abzeichnete. Sie sah ferner, dass sich hinter dem Glas etwas bewegte.

Nicht nur die Nebelschwaden…

Auch etwas anderes schob sich von unten her in die Höhe und nahm innerhalb der grauen Wolken Gestalt an.

Ein Skelettschädel!

Rötlich schimmernd, mit bleichen, dünnen Haaren belegt, die zu beiden Seiten herabfielen.

Lorraine erstarrte vor Angst. Nur ihre linke Hand, die den Hörer hielt, öffnete sich.

Der Hörer fiel zu Boden. Er landete auf einem Teppich, so dass er nicht zerstört wurde. Und aus ihm quäkte die flüsternde und gleichzeitig grausame Stimme.

»Der Tod, Lorraine. Das ist der Tod, den du da am Fenster siehst. Er ist mein Begleiter und auch mein Beschützer. Der Tod, Lorraine, der

Tod…«

Die Schauspielerin konnte nicht mehr. Sie rannte weg und warf sich bäuchlings auf die Couch, wobei sie ihr Gesicht in die Zierkissen presste, damit der Schrei erstickt wurde.

Aus dem Hörer aber drang weiter die flüsternde und grausam klingende Stimme.

»Der Tod, Lorraine… ihm entgeht niemand…«

Die Skelettfratze hinter der Scheibe grinste dazu…

***

Es roch nach Qualm, Parfüm und einer warmen Feuchtigkeit, die in der Kleidung der versammelten Menschen steckte.

Nicht nur die Hauptdarsteller waren erschienen. Dino Faretti hatte auch die Leute angerufen, die in Nebenrollen auftraten und nun gemeinsam mit den anderen auf den Regisseur warteten.

Auch Lorraine Carr.

Sie hatte sich ein wenig von den übrigen Leuten abgesetzt und hockte dort, wo einen Abend zuvor die Leinwand gestanden hatte. Sie war abtransportiert worden, ebenso der Projektor und die meisten Stühle. Dennoch waren genügend Sitzgelegenheiten vorhanden.

Das Verbrechen vom letzten Tag war nicht verborgen geblieben. Man sprach darüber, man wollte mehr wissen, aber niemand konnte etwas Genaues sagen.

Alle hatten Angst, dass sich so etwas wiederholen würde. Keiner war der Einladung gern gefolgt, aber sie dachten auch an ihre Zukunft, und die sah nicht rosig aus. Der Filmindustrie ging es nicht besonders.

Abgesehen von den amerikanischen Kassenknüllern brachte kaum jemand einen Film auf den Markt, der Millionen einspielte.

Da musste man schon zufrieden sein, wenn man überhaupt einen kleinen Filmjob bekam.

Natürlich wollte das niemand zugeben. Jeder produzierte sich. Der eine mit Worten, der andere mit weit ausholenden Gesten, als Würde er auf einer Theaterbühne stehen. Schauspieler waren eben ein Volk für sich.

Und keiner gab offen zu, dass er einen Job bitter nötig hatte Sie waren angeblich alle ausgebucht und sprachen über die Projekte, die bestimmte Regisseure mit ihnen vorhatten. Ob Bühne, Film oder Fernsehen, man war eben begehrt.

Anders Lorraine Carr. Sie hielt sich zurück. Zu trinken gab es genug. Zumeist Wein, aber auch einige Flaschen Whisky standen bereit.

Lorraine fühlte sich mieser als mies. Sie hielt den Stiel eines Rotweinglases umklammert und stellte fest, dass ihre Hand zitterte. Die schrecklichen Ereignisse hatte sie nicht vergessen, sie lasteten auf ihr als starker Druck. Ihr Gesicht zeigte eine dicke Schicht aus

Schminke und Puder. Damit hatte sie die Ränder verdecken wollen, die unter ihren Augen lagen.

Man musste den Leuten immer etwas vorspielen, so war der verdammte Job halt. Judy Jackson trat zu ihr. Sie hatte in dem Streifen die zweite Hauptrolle gespielt. Die beiden Frauen mochten einander nicht besonders, waren dennoch falschfreundlich zueinander, aber ihre Spitzen verrieten die Abneigung.

Judy tänzelte heran. Wie immer war sie auf Vamp gestylt. Ein enger, schwarzer Pailletten-Rock, dazu eine weiße Bluse mit Rundbogen-Ausschnitt, und darüber hing dann locker das Nerz Jäckchen. Sie hatte, mal versucht, auf Marilyn Monroe zu machen, aber das war in die Hose gegangen. Judy war nicht einmal ein schlechter Abklatsch. Sie sah aus wie eine Bordsteinschwalbe, die von der »Schicht« kam.

Und für Rollen dieser Art wurde sie auch immer wieder eingesetzt.

»Darf ich mich zu dir setzen, Lorraine?«

»Bitte.«

Judy nahm Platz und störte sich nicht daran, dass der enge Rock gefährlich hoch rutschte.

Die Jackson hatte bereits getrunken. Auch jetzt schaukelte sie ein gut gefülltes Glas mit Whisky in der Rechten. Ihre Wangen waren gerötet, was nicht allein am Make-up lag. Der Blick, mit dem sie Lorraine anschaute, hatte etwas Traniges an sich. Eine perfekte Augenschminke besaß sie ebenfalls nicht. Die dunklen Stellen sahen aus, als würden sie verlaufen.

»Cheerio!« Judy hob ihr Glas. »Auf den neuen Film.«

Lorraine verzog nur die Mundwinkel. »Glaubst du daran?«

»Wieso? Sicher.« Judy lachte und trank danach. »Hör mal, Schätzchen, weshalb hätte Dino uns sonst zusammengerufen?«

»Vielleicht hat er einen anderen Grund gehabt.«

»Welchen denn?«

»Keine Ahnung.«

»Also, ich wäre ja fast nicht gekommen«, sagte Judy.

Lorraine nickte. »Ich ebenfalls. Meine Angst war einfach zu groß, verstehst du?«

»No…«

»Vor dem Mörder!«

Jüdy winkte ab. »Das meinst du? Nein, davor habe ich keine Angst. Das ist prickelnd. Ich hatte einen anderen Grund. Wegen Dino habe ich einen Termin mit einem Produzenten abgesagt. Und weißt du, mit wem?«

»Keine Ahnung.«

»C. C. Cerril.«

Lorraine hob die Augenbrauen, als sie Judy anschaute, die ihrem Blick nicht standhalten konnte und den Kopf zur Seite drehte, wobei

sie hastig trank. »Haben wir das eigentlich nötig, uns so zu belügen, Judy? Du bist doch aus dem gleichen Grund hier wie ich. Wir beide sind geil auf eine Rolle.« Lorraine öffnete den Mund und deutete auf ihre Zähne. »Wir wollen beide etwas zu beißen haben. Darum geht es doch im Endeffekt. Diese Geschichte mit dem Produzenten darfst du doch keinem Profi aus der Branche erzählen. Das nimmt dir höchstens ein Busschaffner ab, der sich mit dir unterhalten will.«

»Und es war doch ein Produzent!« behauptete Judy steif und fest.

»Aber nicht C. C. Cerril.«

»Nein, ein anderer. Er will Pornofilme machen und mich haben.« Judy hob die Schultern. »Scheiße ist das.«

»Ich weiß es.«

»Dann wollen wir nur hoffen, dass Dino mit einem neuen Projekt schwanger geht.«

Lorraine winkte ab. »Ich traue ihm nicht viel zu.«

»Beschmutzt du dein eigenes Nest?«

»Nein, aber wenn du ehrlich bist, dann war dieser Film ›Nebelmörder‹ doch ein Mist. Der hätte nie den Durchbruch an der Kasse geschafft. Du mußt heute andere Storys bringen. So etwas wie ›Aliens‹, das läuft. Da sitzt mehr hinter, da können die Leute mit den Helden zittern. Aber so ein mieses Killerstück, ich weiß nicht…«

»Du würdest aber trotzdem eine Rolle annehmen?«

»Weiß ich nicht, und das ist ehrlich gemeint. Ich will keinen Horror-Streifen mehr drehen.«

»Das ist deine Sache. Ich jedenfalls kann mir vorstellen, dass Dino wieder einen Schocker auf Lager hat.« Judy leerte das Glas und stand auf. Sekunden später lachte sie schon wieder, als sie von einem Kollegen mit Küsschen begrüßt wurde.

Judy gehörte zu den oberflächlichen, flatterhaften Typen, die schnell vergaßen und sich auf neue Situationen sofort einstellen konnten. Lorraine blieb sitzen. Sie sah auf ihre Uhr. Es war noch zehn Minuten Zeit, dann musste Dino kommen.

Er gehörte zu den pünktlichen Leuten in der Branche. Lorraine stand auf.

Sie brauchte frische Luft, die hier in der Halle war zu verbraucht und verqualmt.

Als sie die Tür aufzog, fröstelte sie. Es war kälter geworden. Der Nebel hatte sich wieder verdichtet und sah jetzt aus wie schwere Watte, die in der Dunkelheit hing.

Sie lief ein paar Schritte auf das Gelände. Trübes Licht brannte über ihr.

Es wurde von einer Laterne abgegeben.

Sie hörte Schritte und schrak zusammen, doch das etwas helle Lachen beruhigte sie.

»He, Lorraine, gefällt es dir bei den anderen Kollegen nicht?« Dino Faretti trat aus den Schwaden, umfasste sie und hauchte ihr mit seinen kalten Lippen einen Kuss auf die linke Wange.

»Ich musste mal Luft schnappen.«

»Aber jetzt kommst du wieder mit rein?«

»Natürlich.«

Er fasste sie unter, und Lorraine musste sich die neidischen Blicke der Kollegen gefallen lassen, als diese das Paar sahen. Auch Judy schaute pikiert, grinste aber dann, als sie sah, dass Faretti die Schauspielerin losließ.

Sie ging wieder zu den anderen Kollegen und spürte die kalte Haut auf dem Rücken. Irgendwie hatte sie ein komisches Gefühl. Dabei wusste sie selbst nicht zu sagen, wieso dies so war, aber sie fror plötzlich.

Neben ihrem Platz stand Judy und wartete schon. »Na?« fragte sie. »Hat er was von einer neuen Rolle gesagt?«

»Kein Wort.«

»Dann wird es wohl nichts werden?«

»Weiß ich doch nicht. Geh selbst hin und frag ihn.«

»Ach, bist du wieder zickig.«

»Ja, das bin ich auch.« Sie wollte nicht von ihrer Furcht sprechen und holte eine Zigarette aus der Packung.

Judy Jackson ging. Sie hatte Mühe, sich bis zu Dino durchzudrängeln, denn jeder Schauspieler wollte mit ihm reden.

Der Film wurde in den höchsten Tönen gelobt, als stünde er schon auf der Preisliste für einen Oscar.

Lorraine konnte nicht mehr hinsehen. Sie genehmigte sich noch ein Glas von dem Roten und leerte es mit dem ersten Schluck bis zur Hälfte. Das Gelaber konnte man nur vertragen, wenn man durch einen leichten Weinnebel schaute.

»Also Kinder, setzt euch hin!« rief Faretti. »Wir werden in Ruhe miteinander reden. Okay?«

Sie nahmen Platz. Nur Faretti blieb stehen. Er stellte allerdings einen Fuß auf einen Stuhl. Die Blicke glitten über die erwartungsfrohen Gesichter, das Lächeln kerbte seinen Mund, und er nickte. »Ja«, sagte er, »ich glaube, dass unser Streifen ein großer Erfolg wird, Freunde. Wir haben eine nicht zu unterschätzende Publicity bekommen.« Er sprach den Mord nicht direkt an, aber jeder wusste natürlich, was er damit meinte. »Und deshalb habe ich mich entschlossen, weiterzumachen!«

Er hätte noch gern geredet, aber das ging nicht mehr, weil er vom Beifall der Versammelten daran gehindert wurde.

Auch Lorraine klatschte pflichtschuldig mit, nur nicht so intensiv.

Möglicherweise war sie auch die einzige unter den Schauspielern, die

das kalte Lächeln auf dem Gesicht des Regisseurs bemerkte. Faretti schien noch einen Trumpf in der Hinterhand zu haben.

Er hob beide Arme an und senkte sie. Dabei wirkte er wie ein Guru. Nur trug Faretti kein Gewand, sondern einen dunkelblauen Anzug mit ausgestellter Hose.

Er wartete so lange, bis es still war und man die berühmte Nadel hätte fallen hören können. »Ich habe euch natürlich nicht nur herbeigerufen, um euch das mitzuteilen«, fuhr er fort. »Zunächst einmal ist der Film gut verkauft worden. Er soll in der nächsten Woche in fünf Londoner Kinos gleichzeitig starten, und es sind nicht die kleinsten, kann ich euch sagen. Das Drehbuch des ersten Films kennt ihr, und jetzt habe ich an eine Fortsetzung gedacht. Der erste Streifen war ein Psycho-Schocker, nun aber gehen wir in den Horror hinein. Und das mit Volldampf, Freunde. Der Mörder wird zurückkehren, aber nicht nur er, auch all seine Opfer befreien sich aus den Gräbern. Na, wie ist es?«

Es gab keine Reaktion, bis auf Lorraine, die fragte: »Wie soll das denn ablaufen, da Wayne Ross doch tatsächlich umgebracht wurde?«

Faretti lachte breit. »Aber Lorraine, Darling, so etwas ist kein Problem. Wozu gibt es Doubles und Stuntmen? Ich habe bereits meine Fühler ausgestreckt und entsprechende Kontakte geknüpft. Wir werden uns da schon eine Möglichkeit einfallen lassen.«

»Ja, das ist gut!« rief ein dicker Schauspieler, der während der Dreharbeiten oft betrunken gewesen war. »Als ich noch bei einer Bühne in ehester engagiert gewesen war, da habe ich als Star…«

»Es interessiert keinen, Raoul, was du als Star oder nicht als Star getan hast. Hier bestimme ich.«

»Sorry, Dino, Sorry.« Der Mann verbeugte sich devot und schaute sich ängstlich um.

»Weiter im Text. Ihr seid hier, und wie ihr wisst, ist Zeit Geld. Die Verträge werde ich morgen ausstellen lassen, wir können auch über Gagen reden und über Beteiligungen«, sagte er noch schnell, »aber heute Abend habe ich etwas anderes vor.« Faretti stellte sich jetzt normal hin.

»Ich will, dass wir einige Szenen schon einmal durchproben. Und zwar beginnen wir dort, wo der Mörder erscheint. Die Szene, wo er aus dem Grab steigt, drehen wir nach. Wenn wir jetzt beginnen, ist er bereits an seiner alten Wirkungsstätte angelangt.«

»Gut, gut…«

»Fragt sich nur, wer das erste Opfer des Killers sein wird. Nun, wer meldet sich?«

Judy Jackson sprang auf. »Du kannst mich nehmen.«

»Unsinn, du bist tot. Du mußt erst noch aus dem Grab zurückkehren. Nein, ich dachte nicht an dich, Judy, sondern an meine kleine

Freundin Lorraine Carr. Im ersten Film haben die Zuschauer um dich gezittert. Du bist ja noch einmal davongekommen, aber jetzt wirst du ihm begegnen. Er steht plötzlich vor dir. Okay?«

Lorraine Carr schwieg. Plötzlich spürte sie den Schweiß auf ihren Handflächen. Sie musste einige Male schlucken, dennoch bekam sie den Hals nicht frei. Sie dachte an ihr Erlebnis vom Mittag, wieder sah sie das Messer vor sich, wie es aus dem Bauzaun gefahren war und sie fast erwischt hätte.

»Schläfst du, Lorraine?«

Sie schreckte hoch. »Nein, nein, ich habe nur gerade nachgedacht.«

»Ach, wie nett«, sagte der Regisseur voller Spott. »Nachgedacht hast du. Sehr praktisch. Hast du vielleicht darüber sinniert, ob du die Rolle annehmen willst oder nicht?«

»Das nicht, ich…«

»Bitte keine Ausreden und Ausflüchte. Willst du nun spielen oder willst du es nicht?«

Lorraine nickte entgegen ihrer eigentlichen Überzeugung. »Ja«, sagte sie. »Ich will spielen…«

***

»Weißt du eigentlich, John, dass mir diese Nebelfälle mit am liebsten sind?«

»Nein, wieso?«

»Da bist du in meiner Nähe, und ich brauche nicht immer dein dummes Gesicht zu sehen.«

»Ha, ha. Nimm lieber die Maske ab.«

»Welche?«

»Ach, das ist dein Gesicht. Tut mir leid, Suko, aber ich dachte…«

»Geh mal zum Optiker und lass dir eine Brille verschreiben. Außerdem kommt es bei einem Mann nicht auf Schönheit an, sondern auf die inneren Werte, wenn du verstehst.«

»Nein.«

»Dann hast du eben keine.«

Mit lockeren Sprüchen und Frozzeleien verkürzten wir uns die Fahrtzeit.

Suko war froh, nicht allein in der Wohnung sitzen zu müssen. Da kam er nicht auf trübe Gedanken.

Stattdessen spielte er Co-Pilot und starrte in die schwarzgraue Brühe, durch die wir uns bewegten wie die Schnecken. Wir kamen tatsächlich nur im Schritttempo voran. Schoben uns von Stau zu Stau und von Ampel zu Ampel, deren Licht meist wie Flecken wirkten, die jemand in den Dunst hineingepinselt hatte.

Es dauerte mehr als eine Stunde, bis wir das Ziel erreicht hatten. Auch dort hatten wir Orientierungsschwierigkeiten. Zwar kamen wir

gut auf das Gelände, fanden auch einen Parkplatz, blieben aber dann buchstäblich im Nebel stecken.

Suko sah sich ebenso um wie ich. »Wohin?« fragte er. »Nach vorn.«

»Toll und dann?«

»Sehen wir das Licht bestimmt besser.« Ich hatte eine schwache helle Quelle anvisiert, die im Nebel kaum zu erkennen war.

Wir atmeten die feuchte Luft ein, sahen schattenhafte Bewegungen, die an uns vorbeiflossen und dunkler wurden. Ein Beweis dafür, dass wir uns in der Nähe der Studiohalle befanden, wo der Film vorgeführt werden sollte. Das hatte uns Sarah Goldwyn berichtet.

Und wir hörten Stimmen. Im Dunst ist es nicht einfach, sich zu orientieren. Wir wandten uns nach rechts. Die graue Suppe schluckte uns. So tasteten wir uns voran. Suko erreichte als erster eine Tür, die nicht abgeschlossen war, so dass wir sie einen Spalt aufziehen konnten.

Es tat direkt gut, in einen Raum zu schauen, der nicht von den langen, grauen Schwaden gefüllt war.

Dafür hockten Männer und Frauen beisammen. Sehr schnell erfuhren wir, dass es sich bei ihnen um Schauspieler handelte, und wir hörten auch, welchen Plan der Regisseur verfolgte.

Das reichte uns. Nach einigen Schritten des Rückzugs waren wir von der Tür aus schon nicht mehr zu sehen. Suko stand dicht vor mir und schüttelte den Kopf. »Der Kerl ist verrückt«, sagte er. »Der will tatsächlich jetzt so etwas wie eine erste Szene drehen.«

»Nicht drehen, einstellen.«

»Und der Killer?«

Ich verzog die Mundwinkel. »Der soll ja angeblich zurückkehren, wie du gehört hast.«

Suko ballte die Hände. »Das ist doch Wahnsinn.«

»Oder auch nicht.«

»Wie meinst du?«

Ich senkte meine Stimme noch mehr. »Vielleicht kehrt nicht der Filmkiller zurück, sondern der echte. Vergiss nicht, Alter, wir haben es hier mit einem echten Mörder zu tun.«

Sukos Gesicht wurde starr. Er nickte. »Ja, so kann man es auch sehen«, murmelte er.

»Hast du Lust, Statist zu spielen?« fragte ich ihn.

»Gern, sogar ohne Gage.«

»Dann los.«

Schon bei normaler Dunkelheit wäre es schwierig für uns gewesen, das unbekannte Filmgelände zu durchsuchen. Jetzt kam praktisch der Nebel hinzu. So blieb uns nichts anderes übrig, als so gut wie blind durch die Gegend zu tappen.

Wir berieten uns noch. »Wie machen wir es?« fragte Suko. »Bleiben

wir zusammen, oder teilen wir uns auf?«

»Teilen wäre nicht schlecht.«

»Wie verständigst du mich, wenn du etwas entdeckt hast?«

»Da wir keine Leuchtraketen mitgenommen haben, durch Schüsse in die Luft.«

»Ja, einverstanden.« Suko sah auf die Uhr. »Machen wir eine Zeit aus?«

Wir entschieden uns für 60 Minuten. In unserer Nähe leuchteten zwei Lampen. Die würde man leicht wiederfinden. Suko ging in die linke Richtung davon, ich nahm die rechte.

Ich wusste nur, dass man auf diesem Gelände einen Teil der Stadt nachgebaut hatte, so wie sie vor 50 Jahren ausgesehen hatte. Es gab einige Flecke in London, die heute auch noch so aussahen, nur hatte man meist die Straßen oder Gassen verbreitert, um dem zunehmenden Autoverkehr gerecht zu werden.

Bereits nach wenigen Schritten war von meinem Freund und Partner Suko nichts mehr zu sehen. Als ich in die sich drehenden und wallenden Spiralen hineintauchte, musste es so aussehen, als hätte sich mein Körper aufgelöst.

Lady Sarah Goldwyn hatte mir den Weg ungefähr beschrieben, den sie gegangen war. Ich hoffte, dass ich die Strecke trotz der widrigen Sichtverhältnisse wiederfand.

Zunächst einmal probierte ich aus, was meine kleine Halogenleuchte in dieser Suppe brachte. Nicht viel. Höchstens für einen in der Nähe lauernden Gegner, der mich als Ziel erkannte.

Unter mir wechselte die Beschaffenheit des Bodens. Ich schritt sehr bald über Kopfsteinpflaster, stolperte und rutschte mit der Schulter an einer Wand entlang.

Als ich die Eingangstür des Gebäudes erreichte, blieb ich stehen und drückte die Tür auf.

Der Strahl meiner Lampe wurde kaum noch durch die feuchten Schwaden behindert. Ich leuchtete in eine große Küche hinein, die ebenfalls eine sehr alte Einrichtung zeigte. Man hatte sich mit dem Nachbau viel Mühe gegeben. Da die Fenster noch dicht schlössen, hatte der Nebel kaum eine Chance, einzudringen.

Ich zog mich wieder zurück.

Ungefähr eine Viertelstunde suchte ich herum, ohne allerdings den Platz gefunden zu haben, von dem mir Lady Sarah berichtet hatte. Ich war einfach zu weit abgekommen.

Dafür geschah etwas anderes. Hinter mir hörte ich Stimmen. Zuerst sehr leise, doch als ich stehenblieb, näherten sie sich. Das mussten die Schauspieler sein, die sich auf dem Gelände verteilten und sich bestimmt trotz des Nebels zurechtfanden.

Außerdem trugen sie Lampen oder Laternen bei sich, die bei jedem

Schritt schwankten.
Ich wollte mich nicht hundertprozentig auf die Deckung des Nebels verlassen und suchte nach einem Versteck. Momentan stand ich relativ frei, das heißt, es war kein Haus in der Nähe.
Sehr schnell ging ich weiter, stolperte wieder einmal, konnte mich aber halten und erreichte ein Gebäude, das nicht zu den übrigen Kulissen passen wollte, weil es aus Metall bestand. Es gehörte zu den Baracken, die rasch auf- und auch wieder abgebaut werden konnten.
Auch hier fand ich eine nicht verschlossene Tür und drückte sie auf.
Nichts quietschte. Das war beinahe schon unnatürlich, und so konnte ich auch diesen Bau unangefochten betreten.
Bevor ich meine Lampe einschaltete, drückte ich die Tür vorsichtig wieder zu. Dann ließ ich den Strahl kreisen und wandern. Augenblicklich fiel mir eine Trennwand auf, die das Gebäude teilte, und ich sah, dass ich in einer großen Requisitenkammer stand.
Es war für einen Fremden nicht so einfach, sich in dem Wirrwarr zurechtzufinden. Der Strahl glitt über allen möglichen Trödel. Angefangen von einem glänzenden Besteck, über alte Tassen, Teller und Kannen, bis hin zu großen offenen Kleiderkisten, die vollgepackt mit Anzügen, Hosen und Kleider hingen. Dabei waren auch außergewöhnliche Stücke vertreten. Abend-Garderobe, Smokings oder eine Mode, die längst nicht mehr aktuell war.
Mir fiel auf, dass aus einem dieser Container die Sachen herausgenommen worden waren und als Bündel aufeinander lagen. Ich sah keinen Grund dafür, dass derjenige, der die Dinge förmlich aus der großen Kiste gefetzt hatte, sie davor hatte liegen lassen.
Da musste jemand etwas gesucht haben.
Ich ging auf die mannshohe Kiste zu, um sie mir aus der Nähe anzusehen.
Der Kleiderberg roch muffig. Ein Overall war mit dicken Ölflecken beschmiert. Unter ihm lagen bunte T-Shirts.
Und ich sah den Mantel!
Das allerdings erst beim zweiten Hinsehen, denn das Licht war schon über ihn hinweggehuscht. Ich schwang den Arm wieder zurück, leuchtete den Mantel direkt an und dachte nach.
Irgendetwas störte mich daran.
Es war ein normaler Mantel. Der Stoff schimmerte leicht grünlich, war auch ziemlich dick, so dass man das Kleidungsstück gut im Winter tragen konnte. Mich wunderte seine Lage. Eigentlich hätte der Stoff zusammengesunken sein müssen, aber der Mantel sah so aus, als könnte er sich von selbst aufrichten.
Er wirkte ziemlich steif.
Ich fasste ihn mit der freien Hand an und hob ihn hoch. Seine Fläche fühlte sich glatt an. Gleichzeitig auch hart. Ich sah den breiten Kragen

und jetzt, da der Mantel andere Dinge nicht mehr verdeckte, entdeckte ich vor mir die Kopfbedeckung.

Es war ein schwarzer Schlapphut!

In diesem Augenblick fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Dafür entstand ein anderes Bild aus meiner nur kurz zurückliegenden Erinnerung. Ich sah Lady Sarah Goldwyn vor mir, die mir von der Begegnung mit dem Killer berichtete. Trotz des Nebels hatte sie den Unheimlichen gut erkennen und mir beschreiben können.

Der Mörder hatte einen langen Mantel getragen und einen Hut mit breiter Krempe, einen Schlapphut eben.

Den Mantel hatte ich gesehen und auch den Hut.

Beides konnte dem Killer gehören!

Plötzlich war ich leicht aufgeregt. Ich legte die Lampe auf den Kleiderhaufen und nahm den Mantel mit beiden Händen hoch. Erst jetzt sah ich, wie breit er war. Er hatte mehr Ähnlichkeit mit einem dunklen Umhang, obwohl er Ärmel hatte, in die ich meine beiden Arme steckte, als ich ihn überzog.

Der Mantel passte mir.

Ich wollte auch nach dem Hut greifen, als es geschah. Zuerst glaubte ich daran, mein Kreislauf würde verrückt spielen, doch die Quelle dieses Gefühls war mein Kreuz.

Ich stöhnte, konnte mich kaum auf den Beinen halten und fühlte den Schwindel und das Weichwerden der Knie. Mein Kreuz schien explodiert zu sein, die Angst überfiel mich plötzlich. Ich kriegte kaum noch Luft, alles wirbelte vor meinen Augen, und ich drehte mich gleichzeitig um die eigene Achse.

Wie ein Betrunkener taumelte ich durch die Halle, ging mal vor, dann wieder zurück. Ich musste den Mantel loswerden, schaffte es jedoch nicht, die Arme zu heben. Sie waren so schwer, als hingen Gewichte daran.

So blieben sie neben meinem Körper und pendelten im Rhythmus der Bewegungen.

Ächzend fiel ich auf die Knie und holte Luft. Meine Augen brannten. Ich hatte das Gefühl, in einer völlig fremden Umgebung zu sitzen. Die Gedanken wurden durch irgendeine fremde Kraft gestört, Angst durchtoste mich wie ein Schauer, und ich rutschte auf dem Boden umher.

Dann hörte ich Schritte.

Sie waren da, und sie wurden langsam gesetzt. Ich hörte eine wütende Stimme, auch ein hartes Lachen und schaffte es irgendwie, die Arme so nach hinten zu drücken, dass ich aus dem Mantel schlüpfen konnte.

Dann war ich mit meiner Kraft fast am Ende. Selbst auf den Knien konnte ich mich nicht halten, dafür wurde ich von einem Lichtstrahl

geblendet, der direkt mein Gesicht traf.
Hinter dem Strahl stand jemand.
Ich vernahm seine flüsternde Stimme. Was sie sagte, verstand ich nicht, aber der Hasserfüllte Klang war nicht zu überhören.
Mühsam bewegte ich meinen Kopf, um der verdammten Blendung zu entgehen, was sehr schwer war, denn der andere verfolgte mich mit dem Lampenstrahl.
Er kam auch näher.
Ich hörte seine Schritte.
Jedes Aufsetzen des Fußes klang für mich wie das gesprochene Wort bei einem Todesurteil. So kraftlos, wie ich war, würde es ihm keine Schwierigkeiten bereiten, mich aus der Welt zu schaffen.
Ein erneuter Lichtblitz.
Ich dachte an ein Messer, und dieser Gedanke brachte mich wieder auf Vordermann.
Gleichzeitig keuchte jemand. Es hörte sich schlimm an. Irgendwie wild und wütend.
Der Keucher kam auf mich zu. Er veränderte die Richtung des Lampenstrahls, aber das andere Blitzen blieb.
Ich erkannte ein Messer in der Hand, aber leider nicht den Mann, der die Waffe hielt. Sein Gesicht lag noch zu sehr im Schatten, doch ich wusste sehr genau, dass ich den Nebelmörder vor mir hatte.
Und zwar den echten!
Jetzt war ich an der Reihe.
Er holte schon aus. Die Klinge vergrößerte sich, sah in ihrer Breite wie eine Lanze aus, die meinen Körper von einer Seite zur anderen durchbohren konnte. Wie ich ihr entging, wusste ich selbst nicht. Ich rollte mich über den Boden, zog bei dieser Bewegung meine Beretta, aber das Messer war natürlich schneller.
Es fehlte trotzdem.
Ich hatte die Beine vorgeschleudert und glücklicherweise die Füße des Killers getroffen, der ins Stolpern geriet, sich zwar noch vorwarf, aber unfreiwillig über mich hinweghechtete und sein gefährliches Messer in das Kleiderbündel stieß.
Er fluchte wie ein Maultiertreiber. Im nächsten Moment war er wieder auf den Beinen, beseelt von dem Gedanken, den Mord zu beenden.
Ich schoss.
Die Kugel jagte irgendwohin, sie stoppte den anderen nicht, der sich zurückzog, auch seine Lampe ausknipste, so dass ich von einem Augenblick zum anderen in der völligen Dunkelheit lag.
Ich hörte den Killer. Er bewegte sich von mir fort. Dabei atmete er heftig und schleifte mit den Füßen über den Boden. Auch flüsterte er Worte, auf die ich nicht achtete, denn ich dachte an das Messer. Wenn

er mich damit traf, war ich verloren.

Ich wechselte die Stellung. Der Schmerz war abgeklungen, meine Bewegungen waren schon fast wieder normal. Irgendwo musste meine Lampe liegen, und zwar da, wo sich der Kleiderhaufen befand.

Schritte entfernten sich hastig. Bevor ich reagieren konnte, hörte ich das Öffnen der Tür. Dann wurde sie wieder zugeschlagen, und einen Moment später war ich allein.

Allein in dieser Requisitenkammer, die nicht ohne Grund von dem Killer besucht worden war.

Ich kroch vor, fand den Kleiderhaufen aber nicht sofort. In der Tasche steckte noch das Feuerzeug. Ich zündete es an und führte die kleine Flamme behutsam in die Runde.

Sie gab einen sehr schwachen Lichtkreis ab, in dem ich die Gegenstände nur flackernd, zitternd und schattenhaft sah. Ich hatte mich ein wenig vom Kleiderhaufen entfernt und sah meine kleine Lampe davor liegen.

Ich vertauschte ihr Licht mit dem des Feuerzeugs. Der Kleiderberg war durcheinandergeworfen worden, aber mir fiel sofort etwas auf. Zwei Dinge fehlten, der Mantel und der Hut.

Ich nickte und bestätigte mich damit selbst. Der Killer hatte sich die Sachen geholt. Man konnte sie praktisch als seine Berufskleidung bezeichnen.

Ich folgte ihm noch nicht. Es hätte bei diesem Nebel auch keinen Sinn gehabt, außerdem musste ich mich erst richtig fit fühlen. Dass ich gerade noch mit dem Leben davongekommen war, darüber machte ich mir keine Illusionen. Die Klinge hätte mich ebenso gut erwischen können.

Das war nicht das Problem.

Ich dachte über ein anderes Phänomen nach. Als ich den Mantel übergestreift hatte, war die Schwäche innerhalb von Sekunden aufgetreten und hatte mich überfallartig erwischt. Meine Beine waren lahm geworden, und das Kreuz vor meiner Brust wäre fast explodiert.

Es hatte reagiert.

Weshalb?

Da gab es nur eine Erklärung. Durch die Nähe eines schwarzmagischen Gegenstandes war es weißmagisch »entflammt«. Und dieser schwarzmagische Gegenstand war der Mantel gewesen.

Jetzt trug ihn der Killer.

War er das Motiv für die grausamen Taten des Mörders? Wenn ja, wieso konnte es dazu kommen? Und woher stammte der Mantel?

Mir fiel als Antwort nur die Hölle ein. Andere hätten darüber gelächelt.

Ich hütete mich davor, weil ich den Teufel zu gut kannte und er schließlich zu meinen Todfeinden gehörte.

Der Mantel, der Hut, der Killer!

Ein gefährliches Dreieck, in dessen Mitte ein Dämon saß, der alles lenkte.

Jetzt war er wieder unterwegs, und er hätte sich keine bessere Deckung wünschen können als dieses neblige Wetter. Da konnte er seinem Namen wieder alle Ehre machen.

Ich musste ihn stellen.

Leider hatte der Killer sämtliche Vorteile auf seiner Seite. Er kannte sich aus im Gegensatz zu mir. Während ich durch das Gelände irrte, konnte er sich irgendwo versteckt halten, seine blutigen Taten durchführen und brauchte nur auf mich zu warten. Mit einem verdammt unguten Gefühl im Magen verließ ich das Gebäude. Ich wusste, dass mir ein mörderisches Katzund-Maus-Spiel bevorstand…

***

Das wusste Suko nicht, er ahnte es höchstens. So wie ich, fühlte sich auch mein Freund verdammt unwohl. Er kam sich vor wie ein Blinder, als er sich durch die dicke Suppe bewegte.

John war nach rechts gegangen, er hatte die andere Richtung eingeschlagen und ging durch die Kulissenstadt des alten London.

In den ersten Minuten bewegte sich der Inspektor noch allein durch die graue Suppe. Auch er hatte versucht, seine Lampe als Orientierungshilfe einzusetzen, es aber schnell wieder aufgegeben, denn das Licht blieb in dem dichten Nebel stecken.

Er verließ sich auf seinen Instinkt.

Es war nicht völlig dunkel. Hin und wieder sah er helle Flecken über sich.

Es waren die Straßenlaternen.

Geräusche vernahm er nicht. Es war ruhig, nur auf die eigenen, vorsichtig gesetzten Schritte achtete er. Er sah die Hausfronten in seiner Nähe, auch die Eingänge, die Fenster, aber er ging an den Häusern vorbei. Es brachte wohl nichts, wenn er jedes Gebäude durchsuchte.

Auch hörte er irgendwann Stimmen.

Zuerst noch fern und gedämpft. Sie wurden lauter, als würden sie sich heranschoben und sich mit den Echos vermischen. Sogar ein Lachen klang durch den Nebel.

Es war kein fröhliches, eher ängstlich klingend und auch so, als wollte sich jemand bewusst Mut machen.

Suko erreichte die nächste Lichtquelle und blieb neben der Laterne stehen. Er hörte Schritte. Wenn ihn nicht alles täuschte, mussten es zwei Personen sein, die sich ihm näherten. Auch vernahm er die Stimme eines Mannes und einer Frau.

»Ja, Judy, hier ist mein Platz.«

»Lässt du mich allein?«

»Hör auf. Faretti hat uns gesagt, welche Positionen wir einzunehmen haben.«

»Wo muss ich denn hin?«

»Du bleibst an der Laterne.«

»Aber ich bin tot.«

»Klar.« Der Mann stöhnte auf. »Das wird später nachgedreht, wie du aus dem Grab kriechst. Du solltest erst mal warten und auf Opfer lauern. Du bist ein Zombie.«

»Sind das diese schrecklichen Gestalten, die andere Menschen töten und dann…«

»Das bist du!«

Judy atmete schwer. »Da will ich aber mehr Gage haben!« presste sie hervor. »So etwas von mir zu verlangen ist wirklich die Höhe.«

Suko musste lächeln, als er Judys Antworten vernahm. Er hörte das Zuschlagen einer Tür und Judys Beschwerde, die in dem Satz »Scheiße, jetzt hat er mich allein gelassen« gipfelte.

Sie ging weiter.

Suko schaute nach rechts. Dort hörte er ihre Schritte, und er sah auch bald ihren Schatten, wie sie sich aus der graudunklen Brühe hervorschälte.

»Nicht mal eine Lampe hat man uns gegeben«, beschwerte sie sich.

»Verdammter Job.«

Sie kam noch näher und trug auch weiterhin ihr Nerzjäckchen offen. Suko löste sich vom Pfahl der Laterne und trat ihr entgegen. Als sie ihn so plötzlich sah, blieb sie stehen und schrie auf.

»Keine Sorge, Judy, was ist?«

»Gott.« Sie presste ihre Hand gegen den strammen Busen. »Ich dachte schon, du wärst der Killer.«

»Nein, das bin ich nicht.« Judy kam näher. Suko roch ihr Parfüm. Es verströmte einen süßlichen Duft, den er nicht mochte. Zwischen ihren Gesichtern tanzten die Nebelschwaden, so dass es aussah, als würden sich Judys Züge jeden Moment zu einer anderen Grimasse verzerren.

Sie war zwar nicht die schlaueste Person, aber einen Blick für Menschen und Gesichter hatte sie schon. Deshalb stellte sie auch sehr schnell fest, dass Suko nicht zur Filmcrew gehörte. Sie ging einen Schritt zurück und streckte den Arm aus.

»Dich kenne ich ja gar nicht. Verdammt, wo kommst du her? Und wer bist du?«

»Nicht der Nebelmörder!«

»Hä…« Judy strich durch ihr Haar. Sie lächelte dabei sehr schief. »Das glaube ich.«

»Wieso?«

»Dann hättest du einen Hut und einen langen Mantel getragen.« Sie

schüttelte ihren Kopf. »Nein, sag mal, wer bist du wirklich?«

Suko hatte sich schon eine Ausrede zurechtgelegt. »Ich gehöre zum Wachpersonal.«

»Ein Bulle?«

»Nein, keine Sorge. Dino hat mich engagiert. Ich soll ein wenig auf euch achtgeben.« Judy wunderte sich. »Du auf alle?«

»Ja, das heißt eigentlich nicht. Ich habe noch einen Kollegen, der sich hier umsieht.«

Judy lachte. »Umsieht ist gut. Bei dieser dicken Brühe.« Sie trat so dicht an Suko heran, dass sie ihn fast berührte. Dann streichelte sie seine Wange. »Sei lieb und bleib in meiner Nähe. Wir könnten uns unterhalten, Mann.«

»Aber ich muss mich auch um die anderen kümmern.«

»Dein Kollege ist doch auch noch da. Komm, wir gehen zusammen dorthin; wo mein Platz ist.«

»Ist der nicht hier an der Laterne?«

»Auch, aber ich soll im Garten warten.«

»Wie?«

Sie hakte Suko unter. »Komm mit, mein Freund, dann wirst du es sehen.«

Suko ergab sich in sein Schicksal und ließ sich von Judy Jackson führen, die sich tatsächlich auf dem Gelände besser auskannte als er, und das trotz des Nebels.

Als Suko sie darauf ansprach, winkte sie ab. »Hier haben wir fast zwei Monate gedreht. Da kennt man jeden verdammten Stein und auch alle Tücken. Wir erreichen gleich eine finstere Gasse…«

»Ich weiß Bescheid.«

»Bist wohl vornehm, wie?«

»Nein, aber man braucht ja nicht alles so deutlich und drastisch auszusprechen.«

»Ich werde mich schon zusammenreißen, keine Sorge.« Sie hatte Sukos rechte Hand umfasst, ging jetzt vor und drückte ihn nach links in eine Lücke zwischen zwei künstliche Hauswände. »Jetzt wird es noch finsterer«, flüsterte sie.

»Und wo landen wir?«

»Im Rosengarten.«

Sie hatte es so ernst gesagt, dass Suko das Lachen im Halse steckenblieb.

»Die Blumen sind künstlich, sehen aber aus wie echt. Da gibt es Lampen, wir brauchen nicht im völligen Nebel zu hocken.«

»Hat dort auch eine Filmszene gespielt?«

»Ja, der Nebelmörder hat da einen erstochen. Es hat vorher noch einen Kampf gegeben. Inzwischen ist aufgeräumt worden.«

Judy schwieg. Sie zog Suko hinter sich her. Die beiden erreichten das

Ende der schmalen Gasse, die sich so weit öffnete, dass sie den Rosengarten betreten konnten.

Es war mehr ein lauschiger, quadratisch angelegter Platz, zur Vorderseite hin offen. In der Mitte sah Suko die Umrisse eines Tischs aus dem Nebeldunst erscheinen. Er erkannte auch die beiden Stühle, die zum Sitzen einluden.

»Und wo sind die Lampen?« fragte er.

»Bleib mal stehen.« Judy ließ seine Hand los und trat auf eine Wand zu, deren Innenseite von Rosengewächsen überwuchert wurde, die einen Wirrwarr aus Ranken bildeten.

Zwischen den Rosengewächsen hingen tatsächlich zwei Lampen. Wie matte Augen wirkten sie, als Judy sie eingeschaltet hatte. Suko hatte sich an den Tisch gesetzt. Judy kam wieder zu ihm, nahm ebenfalls Platz und sagte: »Ist doch nett hier, oder?«

»Wenn Sie das meinen?«

»Hör doch auf mit dem Sie. Wie heißt du eigentlich?«

»Suko.«

»Klingt aber nicht chinesisch.«

»In meinem Stammbuch haben eben mehrere Vorfahren ihre Spuren hinterlassen.«

»Klar, so hat jeder sein Päckchen zu tragen.« Judy holte aus den Taschen ihrer Pelzjacke Zigaretten, Feuerzeug und eine kleine Flasche mit Whisky. Sie stellte die Sachen auf den Tisch und nickte Suko zu.

»Bediene dich, wenn du willst.«

»Nein, danke.«

»Aber ich brauche was gegen die Kälte. Ist ja eigentlich eine Schweinerei, uns hier so hocken zu lassen. Und da sagte man immer, die Schauspielerei wäre toll. Wenn die Leute alle wüssten, was wir durchmachen, würden sie das anders sehen.« Sie hatte sich zwischendurch eine Zigarette angezündet und blies den Rauch in den Nebel, wo er sich mit den Wolken vermischte.

»Stöhnen Sie mal nicht so«, sagte Suko. »Andere haben es schwerer. Die Mutter, die Kinder aufzieht, der Vater, der stundenlang im Stahlwerk oder in der Fabrik steht, das ist schon härter, als hier mal eine Stunde zu hocken.«

»Das wird bestimmt länger und zieht sich auch über Monate hin.« Judy drehte am Verschluss der Flasche und reichte sie dem Inspektor rüber.

»Hier, nimm einen Schluck.«

»Nein, danke.«

Judy trank, schluckte und nickte. »Mann, Suko, du bist ja ein Puritaner.«

»Dass nicht gerade, aber es gibt bestimmte Dinge, denen ich nicht so unbedingt zugetan bin.«

Sie beugte sich vor und ließ dabei den Rauch aus den Nasenlöchern strömen. »Und wie sieht es mit Frauen aus, Meister?« fragte sie mit einer lockenden Stimme. »Bist du da auch so puritanisch?«

»Ich bin in festen Händen.«

»Mann oder Frau?« Judy drückte sich zurück und fing an zu kichern.

»Frau.« Suko wurde das Thema zu blöd, deshalb wechselte er es. Er wollte mehr über den Nebelmörder erfahren, steuerte aber auf Umwegen das Ziel an. »Sagen Sie mal, welche Rolle hat man Ihnen denn in der Fortsetzung zugedacht?«

»Das weiß ich noch gar nicht.« Sie trat die Zigarette aus. »Faretti ist ein komischer Typ. Er will nur, dass wir uns hier die Nacht um die Ohren schlagen.«

»So schlimm wird es schon nicht werden.«

»Ja, meinetwegen, auch ein paar Stunden. Bestimmt wird er gleich erscheinen. So ein Quatsch, und das noch bei diesem Nebel. An den Mörder hat er dabei auch nicht mehr gedacht.«

»Doch, er engagierte uns.«

»Ach so, ja. Aber könnt ihr etwas gegen ihn tun, wenn er plötzlich erscheint?«

»Mal sehen.« Suko hob die Schultern. »Welche Funktion hat der Rosengarten denn im ersten Teil des Streifens gehabt?«

Das Filmsternchen deutete in die Runde. »Das war hier ein Schauplatz. In den Garten haben sich Verliebte zurückgezogen. Es ist ja nach Tatsachen gedreht worden, und den Garten hat es tatsächlich gegeben, weißt du. Der echte Nebelkiller hat hier ein Pärchen getötet, das haben wir dann nachgespielt.«

»Sind Sie hier auch ums Leben gekommen?« fragte Suko.

»Ja.«

»Und wer noch?«

»Mein Partner.« Sie nahm wieder einen Schluck und zog die Schultern hoch. »Verdammt, so langsam fange ich aber an zu frieren.« Sie stand auf.

»Wo wollen Sie denn hin?«

»Zur Wand. Ich will mir ein paar Rosen anschauen. Sie sehen aus wie echt. Komm mal näher, Suko. Man meint sogar, sie würden duften.«

»Ich bleibe lieber hier sitzen.«

Judy Jackson hob die Schultern und trat auf die Stelle zu, die von zwei Lampen eingerahmt wurde. Sie hob einen Arm an, es war der rechte, und strich durch die Ranken.

Normalerweise hätten die Blätter rascheln müssen, aber nicht einmal die Zweige bewegten sich. Mit zwei Fingern fasste sie nach den Blütenblättern. »Die kann man nicht abreißen«, sagte sie und drehte sich um, so dass sie sich jetzt mit dem Rücken gegen die Ranken drückte.

»Jetzt bin ich ein Rosenmädchen.« Sie lachte und blieb stehen.

Suko ließ sie in Ruhe. Er wollte sie durch Fragen nicht noch weiter anheizen. Judy war eben ein leicht exzentrischer Typ. Zudem musste sie sich stets produzieren und beweisen, dass sie besser war als andere.

Der Inspektor streckte unter dem Tisch die Beine aus. Auch ihm gefiel es nicht, hier herumzusitzen. Er wäre lieber durch die Kulissenstadt gegangen, auf der Suche nach einem gefährlichen Killer.

Bisher hatte er einen Mord auf dem Gewissen. Würden andere folgen?

Und wer war es überhaupt, der in der Maske des Nebelkillers mordete?

Suko dachte auch daran, dass es sich dabei um einen Zombie handeln konnte, also um den echten Jeremy Ice, der, aus welchen Gründen auch immer, nicht verwest war und sein Grab verlassen hatte.

Die Gegend und das Wetter waren für einen Killer wie Ice ideal. Da konnte er sich verbergen, blitzschnell auftauchen und zuschlagen.

Nein, für ihn war das nicht der richtige Platz. Er wollte unterwegs sein und trotz widriger Umstände die Umgebung erkunden.

»Ich werde Sie jetzt verlassen«, sagte Suko und erhob sich von seinem harten Sitzplatz. Gleichzeitig wunderte er sich, dass Judy nichts sagte.

»Bleiben Sie noch hier, Judy?«

Er hörte wieder nichts.

Jetzt wurde der Inspektor misstrauisch. Zwei Schritte ging er vor, sah die Schauspielerin jetzt besser, und ihm fiel ihre steife Haltung auf.

Aber noch mehr stach ihm ins Auge. Aus ihrem rechten Mundwinkel rann ein dunkler Faden, der Kopf lag etwas schräg, sie sah aus wie eine Puppe -oder wie eine Tote.

Suko rann es kalt den Rücken hinab. Er fasste Judy an, spürte einen Widerstand, den er noch überwinden musste, und dann kippte ihm die Schauspielerin bereits entgegen.

Sie fiel in seine Arme. Er hielt sie fest, sah sie jetzt aus der Nähe und auch den gebrochenen Blick ihrer Augen.

Judy Jackson war tot!

Die tiefe breite Wunde befand sich in ihrem Rücken. Der Killer hatte feige und heimtückisch zugestochen…

***

In den ersten Sekunden war selbst Suko unfähig zu denken. Diese Tat konnte er nicht fassen, und sie war praktisch vor seinen Augen geschehen, obwohl er nichts hatte sehen können.

Dann aber ging ein Ruck durch seine Gestalt. Er ließ Judy los, legte sie behutsam zu Boden, schaute noch einmal auf die Rankenwand, ging einen Schritt zurück und wuchtete sich dann vor. Gleichzeitig

hob er das rechte Bein an.

Mit einem Tritt und einem Schlag ging er gegen die mit Gewächsen überwucherte Wand vor.

Sie bestand nur aus Sperrholz. Suko jagte hindurch, als wäre er eine Kanonenkugel.

In einem Wirrwarr von Latten und künstlichen Rosenranken erreichte er die Seite dahinter, blieb geduckt stehen und sah sich um.

Nichts war zu erkennen.

Nur die wallende, träge ziehende und graudunkle Nebelmasse, die ihm jede Sicht nahm.

Suko ballte vor Wut die rechte Hand. Alles schien sich gegen ihn verschworen zu haben, und der verdammte Nebelkiller konnte schalten und walten, wie er wollte.

Wenn er daran dachte, wie viele Personen sich in der Kulissenstadt befanden, bekam er Magendrücken. Ob Mann oder Frau, jeder Mensch war für den Nebelkiller ein potentielles Opfer.

Und Suko wusste nicht, wo er ihn suchen sollte. Der Mörder konnte sich überall verborgen halten. Er brauchte sich nicht einmal in einem der Häuser zu verstecken, es reichte aus, wenn er sich einfach in den Nebel stellte und abwartete.

Da hatte dieser Faretti eine fatale und auch tödliche Idee gehabt. Er ging Weiter und wusste nicht, wohin er sich Wenden sollte. Suko sah einfach kein Ziel. Wenn der Killer vor ihm erschien, würde er ihn erst erkennen können, wenn er schon zum Greifen nahe vor ihm stand. Und dann musste er höllisch schnell sein.

Der Inspektor war von dem eigentlichen Gelände des Studios ein wenig abgekommen. Er musste sich wieder rechts halten, um zwischen die Häuser zurückzukehren.

Bevor es soweit war, hörte er den Schrei.

Sehr dünn, kaum zu vernehmen, aber er fand heraus, dass eine Frau geschrien hatte.

War sie das nächste Opfer des Nebelmörders?

***

Lorraine Carr wurde mit ihrer Angst einfach nicht fertig. Immer wieder musste sie an die Klinge denken, die eine Latte des Bauzauns durchschlagen hatte und fast ihr Gesicht erwischt hatte. Es war eine Warnung gewesen. Sie hätte nicht mehr herkommen sollen, aber war es nicht zu spät für eine Rückkehr?

Sollte sie nicht besser vom Gelände verschwinden und sich zu Hause einschließen?

Dort hatte sie das Skelett gesehen, also war sie in ihren eigenen vier Wänden auch nicht sicher, aber dort fühlte sie sich immer noch besser als auf diesem unheimlichen Nebelgelände.

Die Angst drückte gegen ihren Mägen, und sie beeinträchtigte auch ihre Atmung.

Sie hasste plötzlich die Feuchtigkeit, die sich auf ihr Gesicht legte.

Faretti hatte ihr gesagt, wo sie sich hinzubegeben hatte. Es war ein altes Haus, sehr verwinkelt und mit kleinen Zimmern. Angeblich das Geburtshaus des Jeremy Ice.

Lorraine schrak zusammen, als plötzlich jemand neben ihr stand. Er hielt eine Lampe in der Hand und leuchtete die Schauspielerin an. Es war Dino Faretti.

»Was ist los?« fragte er.

Lorraine atmete tief durch und streifte ihr Haar zurück, das auch feucht geworden war. »Nichts«, sagte sie. »Ich habe nur Angst.«

Er hob die Schultern. »Vor wem? Wir drehen hier einen Film, Mädchen.«

»Vergiss nicht, dass es einen echten Mörder gibt.«

Faretti lachte leise. »Ja, das stimmt. Aber das ist nicht der Nebelmörder. Ich kannte Wayne Ross näher. Wo der Typ sich herumgetrieben hat, würde ich nicht mal eine Fußspitze hinsetzen. Der tummelte sich in einer widerlichen Szene. Wahrscheinlich hat er dort jemandem auf die Zehen getreten, der hat ihn dann umgebracht.«

»So wie Ice seine Opfer getötet hat.«

»Zufall.« Dino Faretti grinste wieder. »Oder glaubst du tatsächlich, dass ein Toter aus dem Grab steigt und die Menschen killt? Das gibt es nur im Film, Mädchen. So, und jetzt tu uns beiden den Gefallen und geh in das Haus. Ich will den Streifen dort beginnen lassen. Eine Frau, die einsam dasitzt und an den Killer denkt. Ich stelle mir das so vor: Auf der Leinwand ist dein Gesicht zu sehen und dahinter, neblig und verschwommen, die Mordszenen aus dem ersten Teil. Ist doch ein Gag, nicht?«

Lorraine nickte.

»Mehr sagst du nicht?«

»Nein, Dino.«

»Ich bringe dich hin.« Er nahm ihren Arm und führte sie durch die neblige Geisterstadt.

Lorraine setzte wie in Trance ein Bein vor das andere. Sie hatte ihr Denken ausgeschaltet und kam sich vor wie in einer anderen Welt, wo es nur Nebel, Dunst und schreckliche graue Monster gab, die sich vor ihren Augen bewegten, immer neue Figuren bildeten, die schließlich auseinandertrieben.

Dino Faretti berichtete vom Inhalt des zweiten Teils. Lorraine hörte kaum hin. Ab und zu tauchte ein anderer Schauspieler aus der dunstigen Brühe auf. Faretti hatte es tatsächlich geschafft und seine Leute überall verteilt.

»Du bist übrigens die letzte Person, die ich zu ihrem Platz bringe«,

sagte der Regisseur. »Dabei bist du eigentlich auch das wichtigste Glied in der Kette.«

»So schlimm wird es wohl nicht sein.«

»Außerdem werde ich deine Gage verdoppeln.«

»So?«

»Mehr sagst du nicht?«

»Nein, ich mag den Streifen nicht.«

»Aber du drehst ihn doch.«

Lorraine blieb stehen. »Ja, den werde ich noch durchziehen, aber keinen weiteren Horrorfilm mehr.«

»Nein, das brauchst du auch nicht. Keine Sorge. Es wäre aber dumm von mir, jetzt nicht eine Fortsetzung zu drehen. Versteh doch, Mädchen. Man muss die Chancen wahrnehmen.«

»Ja, schon gut.«

Das kleine Haus lag in der Mitte der Kulissenstadt und hatte eine sehr schmale Eingangstür. Lorraine zögerte noch, das Haus zu betreten, und fragte: »Was hast du denn vor, Dino?«

»Wieso?«

»Wenn du uns die Plätze zugewiesen hast.«

»Ich werde die Strecke abgehen und mir noch einiges überlegen. Vielleicht finde ich noch bessere Lösungen. Man soll sich nie mit der ersten zufrieden geben.«

»Dauert es lange?«

Er streichelte ihre Wange. »Frag nicht so etwas, Mädchen. Ich weiß es auch nicht. Für deine Gage mußt du schon etwas tun. In einigen Tagen fangen wir dann an zu drehen. Ich habe schon mit den Kameraleuten gesprochen. Sie sind zum Glück frei. Da kam ich gerade noch rechtzeitig mit meiner Offerte. Ich sage dir etwas: Irgendwann wird man sich um diese beiden Streifen reißen. Das werden Kultfilme wie die eines George Romero. Wir machen Furore.«

»Ja, sicher.« Überzeugend klang die Antwort nicht. Lorraine interessierte es nicht, ob man sich um die Streifen riss. Über der Arbeit lag der Schatten des Todes. Ein Mensch war umgebracht worden, und das empfand sie als furchtbar.

Dino öffnete ihr die Tür. »So, Darling, und jetzt geh in das Haus. Du kannst dich ja im Wohnraum aufhalten, auch meinetwegen in die erste Etage gehen, aber gib acht. Es ist nur Kulisse. Einige Dinge sind ziemlich wacklig.«

»Okay!« flüsterte sie.

Der Regisseur blieb zurück. Als sich Lorraine umdrehte, sah sie, wie er die Tür schloss. Sie bekam eine Gänsehaut, weil sie das Gefühl hatte, als hätte man einen Sargdeckel über ihr zugeklappt.

Als Faretti sich entfernte, vernahm sie nicht einmal seine Schritte. Der Nebel schluckte eben alles.

Die Kulissenbauer auch das Haus zusammengezimmert. Der Fußboden bestand aus Bohlen, in den eingerichteten Zimmern lag als Teppich ein dünner Filz von braunbeiger Farbe.

Der Flur war schmal. An seinem Ende sah sie eine Tür. Dahinter lag der Wohnraum. Es brannte ein schwaches Licht, das von Wandlampen abgegeben wurden, die sich innerhalb des Treppenhauses verteilten.

Die Treppe war aus Holz gezimmert und auf alt getrimmt. Faretti hatte der Schauspielerin, geraten, im unteren Wohnraum zu warten. Das wollte sie zunächst nicht. Deshalb wandte sie sich nach links und stieg die Treppe hoch.

Jede Stufe bewegte sich, wenn sie belastet wurde, und gab knarrende Geräusche ab. Als Lorraine ihre Hand auf das Geländer legte, spürte sie, wie wacklig es war.

Der obere Flur glich dem unteren aufs Haar. Türen zweigten ab. Dahinter lagen tatsächlich Zimmer, es war keine Dekoration.

Der Reihe nach öffnete sie die Türen. Jedes Mall durchfuhr sie ein Schauer der Furcht, aber es hielt sich niemand in den Zimmern versteckt. Lorraine befand sich allein im Haus.

Beim letzten Raum ging sie vor bis zum Fenster. Sie blickte durch die Scheibe, konnte aber so gut wie nichts erkennen, weil sich die Nebelschwaden vor dem Fenster drehten und wie eine Mauer wirkten.

Lorraine Carr zog sich wieder zurück. Man hatte ihr gesagt, dass die Anfangsszene hier im Haus spielen sollte. Also musste sie sich wahrscheinlich in den Wohnraum begeben und dort warten. Sie lief wieder die Treppe hinab.

Mit jeder Stufe, die hinter ihr blieb, wuchs die Furcht vor dem Kommenden.

Die Tür zum Wohnraum stand offen. Hinter dem Spalt ballte sich die Dunkelheit. Vor ihr fürchtete sich die Schauspielerin.

Deshalb wollte sie unbedingt Licht haben. Wie es früher bei den einfachen Häusern und Wohnungen üblich gewesen war, lagen auch hier die Leitungen auf dem Putz. Wie starre, dunkle Schlangen zogen sie sich an der Zimmerwand entlang.

Sie fand den Schalter und drehte ihn herum. Im Zimmer wurde es hell.

Die flache Schalenleuchte, die an einem Stab unter der Decke hing, gab ein gelbliches Licht ab.

Ein alter Schrank, zwei Sessel, ein Tisch und ein Sofa bildeten neben einem kleinen schwarzen Ofen die Einrichtungsgegenstände. Nicht ein Bild hing an den Wänden.

Es roch muffig. Hier war lange nicht mehr gelüftet worden. Staub lag auf der Tischplatte so dick, dass jemand mit einem Finger seinen Namen dort hätte schreiben können.

Die Sessel waren mit einem graugrünen, ziemlich dünnen Stoff

bezogen.

Lorraine setzte sich in den, der gegenüber der Tür stand, so dass sie in den Flur schauen konnte und sogar einen Ausschnitt der Haustür sah.

Jetzt hieß es warten.

Sie holte ihre Zigaretten hervor und stellte fest, dass ihre Hände zitterten. Zwei Glimmstängel befanden sich noch in der Packung. Einer fiel zu Boden, als sie eine Zigarette hervorholte. Das Feuerzeug funktionierte erst beim zweiten Versuch.

Schließlich brannte das Lungenstäbchen. Lorraine saugte den Rauch tief in ihre Lungen und stieß ihn wieder aus. Auch die Zigarette beruhigte ihre Nerven nicht. Sie stand unter einer ungeheuren Spannung.

Nichts war zu hören.

Eine unnatürliche Stille umgab sie.

In das Haus war der Nebel nicht so eingedrungen, aber er fand seinen Weg unter der Ritze der Haustür hindurch und breitete sich wolkenartig vor der Tür aus.

Es war eigentlich Unsinn, was Faretti vorhatte. Da hockte sie hier und wartete.

Auf was?

Wollte er schon eine Szene vorspielen und ihr vielleicht den Killer schicken?

Aber der war echt gestorben. Nun, die Rolle konnte auch ein anderer übernehmen, und so blieb ihr eigentlich nichts anderes übrig, als darauf zu warten.

Einen Aschenbecher gab es auch. Es war eine flache Schale, die auf dem Tisch stand und schon einige Brandflecken ausgedrückter Zigarettenkippen zeigte.

Lorraine geriet wieder ins Grübeln. Und sofort dachte sie an die Szene vom Mittag.

Wieder schob sich die Messerklinge durch den Zaun, und sie wusste, dass der Killer noch frei herumlief.

Einen aus ihren Reihen hatte er erwischt. Er würde sich noch mehr Menschen holen, wenn er die Gelegenheit erhielt.

Eigentlich war sie ja das ideale Opfer!

Sie hockte hier mutterseelenallein in einem alten Haus, das der Nebel umwallte. Hilfe hatte sie bestimmt nicht zu erwarten. Auch wenn sie schrie, würde man sie kaum hören.

Eine Gänsehaut entstand. Lorraine entdeckte sie sogar auf ihrer Hand, und sie hob die Schultern, als hätte man Wasser über sie gegossen.

Zwischen den Wänden war es kalt. Lorraine trug zwar noch ihren Thermomantel, dennoch fror sie. Sie behielt die Tür im Auge. Dort

rührte sich nichts und auch nichts im schmalen Flur, der an der Haustür endete. Alles war still, zu still, wie sie fand.

Wenn jemand kam, würde ihr das auffallen. Sie dachte über einen Fluchtweg nach. Wenn alle Stricke rissen, konnte sie noch immer durch eines der beiden Fenster hechten, die die Wände des primitiven Wohnzimmers auflockerten.

In manchen Sekunden spürte sie den dicken Kloß im Hals. Da wurde ihr regelrecht schwindlig, aber sie riss sich immer wieder zusammen und wollte keine Schwäche zeigen.

Es ist nur ein Film, redete sie sich immer wieder ein. Alles ist nur ein Spiel.

Etwas klapperte.

Lorraine schreckte nicht nur aus ihren Gedanken hoch, sie stand auch sofort auf.

Ihr Blick wurde starr. Noch traute sie sich nicht, auf die Tür zuzugehen, so blieb sie zunächst einmal stehen und achtete auf ihr klopfendes Herz.

Das Geräusch war keine Täuschung gewesen.

Befand sich jemand in der ersten Etage?

Sie wollte es nicht glauben, schließlich hatte sie die Räume durchsucht und keinen Menschen gesehen. Es war auch niemand ins Haus gekommen, Wind wehte ebenfalls nicht, der mit irgendwelchen losen Teilen an der Außenseite hätte spielen können.

Lorraine überwand sich und schritt auf die Tür zu. Sie trat sehr leise auf, nur mit den Zehenspitzen, weil sie keine unnötigen Geräusche verursachen wollte.

Als sie die Tür erreicht hatte, streckte sie den rechten Arm aus und stützte sich am Rahmen ab.

Das Geräusch hatte sich bisher nicht wiederholt, das empfand sie schon als positiv.

Sie trat über die Schwelle der Wohnzimmertür. Rechts von ihr lag die Treppe.

Automatisch drehte sie den Kopf. Das Licht hatte sie im Treppenhaus und im Flur brennen lassen. In ihrem Schein erkannte sie die Gestalt.

Es war der Nebelmörder!

***

Der Killer stand auf der zweitletzten Stufe und hielt mit der rechten Hand den Griff des Mordmessers umklammert. Sein Gesicht war kaum zu erkennen. Es lag im Schatten der breiten Schlapphutkrempe.

Aber sie sah das Messer!

Diese matt glänzende, breite Klinge, schon fast mit einem abgebrochenen Schwert zu vergleichen. Schräg deutete sie in die Tiefe, und sie sah aus, als würde sie ihr jeden Augenblick

entgegenfliegen.
Lorraine konnte nicht mehr denken. Sie starrte nur noch die Stufen hoch.
Kopf, Arme, Beine und Füße schienen eine matte, klumpige Einheit zu bilden. Ihr Gesicht war fahlweiß und stellenweise gerötet.
Der Killer sagte nichts.
Er stand da, und Lorraine fühlte etwas von dem Grauen, das er abstrahlte.
Außerdem konnte sie ihren Blick nicht von der Klinge wenden. Sie kannte das Messer, denn schon einmal war sie von ihm bedroht worden.
Plötzlich hatte sie das Gefühl, eine andere zu sein. Die Angst war zwar nicht verschwunden, aber eine ungewohnte innerliche Ruhe breitete sich aus.
Du mußt die Nerven bewahren, sagte sie sich. Du darfst ihn nicht provozieren. Zeig ihm, dass du dich nicht zu Tode fürchtest. Sie wunderte sich selbst darüber, dass es ihr noch gelang, den Mund zu öffnen und eine Frage zu stellen.
»Wer bist du?« Flüsternd und leicht krächzend hatte sie gesprochen, aber sie war gehört worden, denn die Antwort erfolgte prompt.
»Ich bin Jeremy Ice, der Nebelmörder!«
Lorraine verzog das Gesicht, als wollte sie lachen. »Nein, das kannst du nicht sein. Der Nebelmörder ist tot. Er lebt nicht mehr, ich weiß es genau. Er ist vor fünfzig Jahren gestorben. Man hat ihn begraben. Wir haben sein schreckliches Leben nur verfilmt. Er kann nicht mehr leben!«
»Bin ich ein Toter?«
»Ich weiß nicht…«
»Seinen Mantel trage ich. Seinen Hut ebenfalls. Beide Dinge waren für mich wichtig. Was niemand wusste, ist mir bekannt gewesen. Jerry Ice stand unter dem Einfluss des Höllenfürsten. Er hat auf seinen Gängen den Mantel getragen, der mit dem schwarzen Blut des Teufels geweiht wurde. Er besitzt eine Kraft, die auf andere Menschen übergeht, wenn sie ihn tragen. Fünf mal zehn Jahre lag er unberührt in der Asservatenkammer der Polizei. Ich aber habe ihn mir geholt, weil ich wusste, was tatsächlich damals geschehen ist.«
Lorraine hörte die Erklärungen, aber ihre gedanklichen Reaktionen waren ungewöhnlich.
Lorraine beschäftigte sich mehr mit dem Klang der Stimme. Obwohl der andere sie verstellt hatte, glaubte sie daran, diese schon gehört zu haben. Und nicht nur einmal…
»Und ich werde dort weitermachen, wo Jerry Ice aufgehört hat«, erklärte die Gestalt. »Das bin ich ihm und dem Satan einfach schuldig. Ich habe sein Erbe übernommen. Die ersten beiden Morde sind bereits

geschehen, du wirst das dritte Opfer sein. Diese Nacht wird eingehen in die Geschichte von London. Man wird ihr den Namen Blutnacht des Nebelmörders geben, das steht fest. Sie sind alle da, das weiß ich, aber niemand ahnt, dass ich mich in ihrer Nähe aufhalte. Und darüber freue ich mich. Das Grauen ist in meiner Gestalt vorhanden…«

»Wer bist du denn?«

»Der Nebelmörder!«

Nach dieser Antwort bewegte der Unheimliche gedankenschnell seine rechte Hand.

Etwas Blitzendes löste sich aus seinen Fingern und raste wuchtig geschleudert und im schrägen Winkel die Treppe hinab, genau auf Lorraine Carr zu…

***

Es war ein ungeheurer Vorteil, dass sie es geschafft hatte, ihre Angst zu überwinden.

Als der Unheimliche die Klinge schleuderte, reagierte sie sofort. Aber sie hatte die Geschwindigkeit des Messers unterschätzt. Zwar konnte sie noch zur linken Seite ausweichen, aber etwas anderes wurde ihr zum Verhängnis.

Der nicht geschlossene Mantel flatterte auf, als bestünde er aus zwei Flügeln.

Durch den Stoff sauste die Klinge. Sie hieb wuchtig in die Wand, nagelte den Mantel dort fest, und der zähe Stoff gab auch beim ersten Ruck nicht nach, als sich Lorraine befreien wollte.

Sie hing fest.

Das sah auch der Killer!

Er stieß einen Fluch aus und sprach diesmal mit normaler Stimme. Plötzlich wusste die Schauspielerin, wen sie vor sich hatte.

»O Gott!« schrie sie und versuchte verzweifelt, den dicken Mantelstoff zu zerreißen.

Vielleicht hätte sie besser aus ihm herausschlüpfen sollen, aber das fiel ihr zu spät ein, denn der Nebelmörder überwand mit einem gewaltigen Sprung die letzten drei Stufen.

Dicht vor ihr und auch vor der in der Wand steckenden Klinge kam er auf. Mit einem Griff hatte er sie aus dem Holz gezogen. Mit der anderen Hand, der linken, packte er Lorraine, die nicht wegkam, obwohl sie sich geduckt hatte, und riss sie an den Haaren zu sich heran.

Sein Lachen klang grauenhaft. Aus blitzenden Augen schaute er zu, wie er dank seiner Kraft Lorraine in die Knie zwingen konnte. Den rechten Arm hob er an, um die Klinge in den Körper der jungen Frau fahren zu lassen…

***

Da flog die Haustür auf!

Es war genau diese entscheidende Sekunde, in der das Schicksal seine Weichen gestellt hatte.

Und die Haustür war mit einer so großen Vehemenz nach innen getreten worden, dass sie bis an die Wand krachte und wieder zurückschwang, aber von einem hochkant gestellten Fuß gestoppt wurde.

»Hi, Lorraine, ich wollte dich…«

Lorraines Kollege, der in der rechten Hand eine Brandyflasche hielt und schon leicht schwankte, sprach nicht mehr weiter. Selbst mit seinem benebelten Gedankenapparat hatte er erfasst, dass hier etwas nicht stimmte. Und irgendwie spürte er auch, dass hier keine Filmszene ablief.

»Entschuldigung, ich…« Er wollte sich wieder zurückziehen, aber der Nebelmörder schüttelte den Kopf. Er drehte sich dabei und ließ Lorraine los.

»Komm ruhig näher, Raoul. Los, komm…«

»Nein, nein, ich…«

Da schleuderte der Killer die Klinge.

Und diesmal traf er, wo er hatte treffen wollen.

Die Wucht drehte den Schauspieler auf der Stelle herum, so dass er mit dem Rücken gegen die Türkante fiel. Die Flasche rutschte ihm aus der Hand, rollte aus der Tür, zerbrach aber nicht, sondern verschwand in den ins Haus dringenden Nebelwolken.

Der Killer sprang vor.

Ehe Raoul nach hinten kippen konnte, war er schon bei ihm und hatte ihn mit sicherem Griff an der Schulter gepackt. Er zog bereits einen Toten zu sich heran, aber er wollte das Messer und riss es aus dem Körper. Die Leiche selbst ließ er fallen, drehte sich um und wollte sich Lorraine zuwenden.

Die war verschwunden!

***

Lorraine Carr hätte nicht geglaubt, dass sich das Grauen noch steigern ließ.

Der schreckliche Augenblick, als sie vor dem Nebelmörder kniete und den harten Griff seiner Finger in ihrem Haar spürte, dehnte sich zu einer kleinen Ewigkeit, in der verzweifelte Gedanken durch ihren Kopf rasten.

Sie dachte daran, wie es sein würde, wenn man starb, ob sie die Klinge noch spürte, wenn sie in ihren Körper glitt oder der Schmerz sofort alles auslöschen würde.

Wie dem auch war, die Chance war gleich Null!

Und trotzdem stieß er nicht zu! Sie merkte es erst, als sie den Druck

in ihren Haaren nicht mehr spürte und sich bewegen konnte. Da hob sie den Kopf und sah ihren Kollegen.

Er hatte etwas gesagt, stand auf der Türschwelle, umwallt von Nebelschwaden und wurde plötzlich herumgewirbelt, als ihn die hart geschleuderte Klinge traf.

Er ächzte schwer, streifte mit dem Rücken die Türkante, brach aber noch nicht zusammen.

Der Killer raste auf ihn zu, riss ihm die Klinge aus der Brust, und das war die Chance für Lorraine.

Was sie tat, darüber dachte sie nicht einmal nach. Sie wollte nur weg und handelte reflexhaft.

Sie sprang auf, als hätte man ihr eine Feder unter die Füße gebunden, drehte sich dabei und wusste nicht, wohin sie rennen sollte. Sie konnte ins Treppenhaus laufen, aber auch in den Wohnraum, wo sich die beiden Fenster befanden, durch die sie klettern konnte.

Die Treppe war schlecht.

Blieb das Wohnzimmer!

Sie brauchte genau drei Schritte, um es zu erreichen und die gleiche Anzahl noch einmal, um es zu durchqueren. Ihre Hand fasste nach dem Griff, wollte ihn herumdrehen, und ein Wehlaut der Enttäuschung drang über ihre Lippen, als sie erkannte, dass dies nicht möglich war.

Der Griff klemmte, war vielleicht eingerostet, sie wusste es nicht. Ihr war nur klar, dass sie das Fenster nicht auf normale Art und Weise öffnen konnte.

Wie dann?

Auf dem Tisch stand der Aschenbecher. Er war schwer genug, um eine Scheibe damit durchschlagen zu können, wenn er kräftig geworfen wurde.

Die nächsten Sekunden kamen ihr vor wie eine Filmszene, in der sie im Mittelpunkt stand. Ihre Bewegungen waren schnell und hastig ausgeführt, aber alles war irgendwie langsamer als sonst. Sie sah sich selbst auf den Tisch zuspringen und nach dem Aschenbecher greifen, den sie zwar berührte, aber nicht fassen konnte, so dass er durch ihre Handknöchel ein Stück über die Platte geschoben wurde.

Erst am Rand des Tisches blieb er stehen.

Dort packte sie ihn, lag dabei halb auf dem Tisch, hob den Kopf an und sah ihn kommen.

Der Killer stand schon in der Tür. Zwar trug er noch seinen Schlapphut, doch die Krempe hatte sich verschoben, so dass sein Gesicht zu sehen war.

Das Gesicht des Regisseurs Dino Faretti. Kein anderer als er war der grausame Mörder.

Er hielt die Waffe fest, als wäre sie ein Rettungsanker. Dabei

schüttelte er den Kopf. Ein breites diabolisches Grinsen verzerrte den Mund. Er sprach die für Lorraine folgenschweren Worte: »Du entkommst mir nicht, Darling!«

Lorraine Carr schüttelte den Kopf. Sie begriff überhaupt nichts mehr.

»Warum, Dino? Warum tust du das?«

»Ich diene ihm.«

»Dem Teufel?«

»Ja, ich bin schon lange sein Diener. Er ist mein Herr und Meister. Ich habe den Mantel des Nebelmörders gefunden, denn auch Jerry Ice war ein Freund der Hölle. Verstehst du nun?«

»Nein, auch jetzt nicht.«

»Du mußt sterben. Das ist richtig. Alle müssen sterben, begreifst du das? Wer mit dem Teufel im Bunde steht, hat einen Auftrag zu erfüllen. Er braucht so etwas. Der Mantel hat mich gezeichnet. Ich sehe aus wie ein Mensch, aber ich diene ihm!« Bei diesen Worten legte er seinen gewaltigen Umhang um.

Er trug noch immer seinen Anzug darunter, das aber sah Lorraine nicht.

Sie war darauf fixiert, dieser Bestie zu entwischen. Mit dem Aschenbecher hatte sie die Scheibe einwerfen wollen. Weshalb sie jetzt die Hand hob und auf den Mann zielte, wusste sie nicht.

Jedenfalls schleuderte sie den Ascher gegen ihn. So kraftvoll, dass Faretti nicht mehr ausweichen konnte. Er wurde am Hals getroffen, als er den Mantel wieder schließen wollte.

Ein Wutschrei drang aus seinem Mund. Er hob den rechten Arm, um die Klinge zu schleudern.

Lorraine Carr sah plötzlich ein, dass sie einen Fehler gemacht hatte.

Jetzt besaß sie keine Waffe mehr, aber wieder einmal wuchs sie über sich selbst hinaus.

Ihr war es, als hätte sie Regieanweisungen erhalten, denn sie sprang an die Seite des Tisches, bekam dort dessen Kante zu fassen und wuchtete den Tisch hoch.

Dabei schrie sie all ihre Angst und Furcht hinaus. Der Schrei gellte durch den Flur und die offenstehende Haustür nach draußen. Ob er im Nebel versickerte oder gehört wurde, wusste sie nicht. Lorraine hatte es geschafft und den Tisch so in die Höhe gestemmt, dass sie ihn kippen konnte.

Sie schob ihn noch vor und kippte ihn schräg auf den Regisseur zu. Der bekam plötzlich große Augen, fluchte wieder und sprang zur Seite. Das alles waren kurze Augenblicke, die das Leben der jungen Frau verlängerten.

Aber Dino entging dem Aufprall. Dicht vor seinen Zehenspitzen knallte die Tischkante zu Boden, und Lorraine, der leider der Weg zur Tür versperrt war, zog rasend schnell ihren Mantel aus, knüllte ihn

zusammen und schleuderte ihn dem Killer entgegen.

Er entkam nur halb. Das Kleidungsstück traf ihn, behinderte seinen rechten Arm, und Lorraine sah ihre Chance.

Sie rannte auf die Tür zu.

Ihr Blick war auf den Flur gerichtet, wo sich immer dichtere Nebel wölken hereinwälzten. Sie waren für sie die Schwaden der Hoffnung. Dabei hätte sie einen Blick zu Boden werfen sollen, denn dort stellte sich ihr von der linken Seite her ein Bein entgegen.

Lorraine hörte sich selbst vor Enttäuschung und Angst schreien, als sie stolperte und sich nicht mehr halten konnte. Sie schlug gegen die Wand, sah für einen Moment Sterne, prallte dann auf den Filzböden und rollte sich herum.

Der Nebelkiller kam auf sie zu.

Und er lachte schaurig auf…

***

Es war wie verhext. Ich irrte durch die graue Suppe. Den Schrei hatte ich gehört, und ich glaubte auch, dass er nicht allzu weit entfernt von mir aufgeklungen war, aber wo?

Verdammt noch mal, wo sollte ich das Haus oder den Fleck finden, wo sich jemand in Todesangst befand?

Ich traf andere Schauspieler, einen lief ich sogar um. Er tobte hinter mir her, und der Schrei wiederholte sich.

Ich blieb stehen.

Diesmal war es mehr ein Ruf gewesen, in dem Angst, Zorn und auch Hass mitschwangen.

Ich lief nach rechts. Aus den grauen Wolken erschien ein Schatten.

Furchtbar im ersten Augenblick, weil er sehr breit war. Dann sah ich die Ecke eines Hauses.

Dort begann wieder eine Straße.

Ich lief in sie hinein.

So schnell, wie es der Nebel zuließ, rannte ich weiter. Einen Arm vorgestreckt, damit ich ein Hindernis früh genug ertasten konnte. Meine eigenen Schritte hörten sich laut an und der Nebel kam mir vor wie ein aus zahlreichen Armen bestehender, zäher Brei, der nach mir greifen und mich festhalten wollte.

Dann sah ich den hellen, gelblichen Fleck vor mir.

Das war Licht!

Ich wurde noch schneller. Ein kleines Haus erschien. Es sah selbst im Nebel verwunschen aus. Das Licht drang aus einer mit Nebelwolken gefüllten, viereckigen Öffnung, deren Ränder sich faserig abzeichneten.

Zwei Sekunden später war ich da - und wäre fast über den Toten gestolpert, der im Flur lag. Über seinen Rücken strichen die

Nebelschleier lautlos wie dünne Leichentücher.
Ich sprang über ihn weg, denn das Grauen spielte sich direkt vor mir ab.
Eine dunkelhaarige Schauspielerin lag am Boden. Sie konnte sich auch nicht mehr aufraffen, denn der Killer erschien im Türausschnitt des Wohnzimmers, den rechten Arm ausgestreckt und mit den Fingern sein Mordmesser umklammernd. Er hatte keinen Blick für den Flur, wo ich stand, doch im nächsten Moment nicht mehr.
Da hatte ich mich abgestoßen und flog durch die Luft. Mein Schrei ließ den Killer erstarren, er drehte mir sein Gesicht zu, ich erkannte das des Regisseurs Dino Faretti und trat zu…

***

Auch Suko irrte durch den Nebel und suchte verzweifelt den Ort, wo der Schrei aufgeklungen war.
Plötzlich erschien die Knochenklaue!
Ein unerwarteter Griff aus dem Nebel. Suko bemerkte die Hand viel zu spät. Er hatte sich zwar noch ducken können, doch der Schlag erwischte ihn trotzdem im Rücken und schleuderte ihn zu Boden.
Der Inspektor war raffiniert. Er verlängerte den Fall in eine Rolle und schnellte sofort wieder hoch. Fast wäre er gegen ein Hindernis geflogen, das ihm den Weg nach vorn versperrte.
Suko drehte sich - und sah den Schrecken!
Er wuchs aus dem Nebel hoch, das Grauen in Gestalt eines fürchterlichen Knochenmonsters, eines Skeletts mit weißrotem Schädel, der sich deutlich vor dem Nebel abhob, wobei der übrige Körper mit den Schwaden eine Einheit bildete.
Aber aus den Schleiern stachen die beiden knöchernen Arme mit den geöffneten Greifklauen.
Sukos Rechte war bereits auf den Griff der Dämonenpeitsche gefallen.
Mit einem Ruck zog er die Waffe hervor, schlug einmal einen Kreis über den Boden, so dass die drei Riemen hervorrutschen konnten, und er fragte lauernd: »Wer bist du?«
Es überraschte ihn, dass er eine Antwort erhielt. Aus den dichten Schleiern drang sie hervor. Dumpf und dröhnend, als wäre sie irgendwo in der tiefsten Hölle geboren.
»Ich bin der Tod, der Begleiter des Teufels, des Höllenfürsten. Ich bin das Grauen…«
»Schützt du den Nebelmörder?«
»Wo er ist, bin auch ich. Wo er…« Das Gesicht verzerrte sich plötzlich, als hätte jemand mit einem säurehaltigen Lappen über die Knochenfratze gewischt.
Bevor Suko noch irgendetwas unternehmen konnte, war die Gestalt

verschwunden. Aufgesogen von den dicken, grauen, kreisenden Wolken, die sich plötzlich auflösten.

Sie war einfach weg!

Suko schüttelte den Kopf und wischte über seine Augen. Hatte er vielleicht geträumt?

Nein, das Skelett hatte tatsächlich existiert.

Und bestimmt nicht ohne Grund.

Also suchte Suko weiter…

***

Ich war über den Nebelmörder gekommen wie ein Wirbelwind und erwischte ihn mit dem rechten Fuß, der wuchtig gegen seinen Schädel hämmerte.

Ich sah ihn fliegen und fallen.

Der Tritt war so hart gewesen, dass der Nebelmörder förmlich vom Boden abhob. Ein normaler Mensch wäre bewusstlos geworden, auch bei ihm sah es so aus, als er über den Boden rollte und die Messerklinge blitzende Reflexe warf.

Der gekippte Tisch hielt ihn auf.

Er kam nicht sehr schnell in die Höhe, so dass ich noch einen Blick auf die Frau werfen konnte.

Sie kniete auf dem Teppichboden und sah mein Nicken. »Verschwinden Sie so schnell wie möglich! Laufen Sie weg!«

Sie nickte, kam hoch und stolperte in die Diele. Ich hielt meine Beretta bereits in der Hand, als sich der Nebelmörder an der Tischkante hochstemmte - und das Messer wurfbereit hielt.

»Lass es!« warnte ich ihn. »Weg damit!«

Er starrte mich an. Ich konnte nicht genau sagen, ob mit einem menschlischen Blick oder ob in seinen Augen bereits die Macht der Hölle zu lesen stand.

Einen Moment später sah ich das Nebelgerippe. Es wuchs hinter dem Killer hoch, war ein schreckliches Monster mit roter Knochenfratze und dünnen Haaren, die wirr auf seinem Schädel lagen.

»Der Tod ist da!« schrie mich der Killer an. »Er beschützt mich. Keiner kann mir etwas!«

Er hatte die Worte noch nicht ausgesprochen, als er sich bereits bewegte. Mit einer Hand klappte er seinen Mantel zu, mit der anderen wollte er die Klinge auf mich schleudern.

Ich schoss!

Entweder war es Glück oder Zufall. Meine Kugel traf, aber sie traf dennoch nicht. Denn im selben Augenblick klappte der Nebelmörder seinen Mantel vorn zusammen, so dass dieser einen Schutz bildete, in den die Kugel hineinhieb.

Und er schaffte es noch, die Klinge zu schleudern, aber er verriss den

Wurf. Ich spürte den Luftzug, so nahe strich das Messer an meinem linken Ohr vorbei, bevor es hinter mir in die Wand schlug.

Da sah ich das Feuer!

Es flackerte dort auf, wo meine Kugel den Mantel erwischt hatte. Das geweihte Silber entfachte seine Kraft, als wollte es radikal dafür sorgen, dass der Geist des Bösen ausgetrieben wurde.

Aber da war noch der Tod.

Und er beugte seine Gestalt nach unten. Er sah so aus, als wollte er mich umfangen und zerquetschen.

Ich war schneller gestartet.

Unter seinen zupackenden Fäusten rannte ich hinweg, und dabei hielt ich schon das Kreuz in der anderen Hand.

Wieder wurde Faretti gerammt. Aber der Tisch hielt ihn auf. Diesmal drang aus seinem Mund ein mörderischer Schrei. Er befand sich in einer schrägen Rückenlage, der Mantel fing plötzlich Feuer, das in grünroten Zungen so hoch zuckte, so dass es auch das unheimliche Skelett erreichte.

Die Knochen brannten.

Das Feuer zeichnete genau eine Flammenspur nach, die ich mir aus relativ sicherer Entfernung anschaute, weil ich einige Schritte zurückgegangen war.

Das übergroße Skelett schmolz vor meinen Augen zusammen. Als das Feuer die dünnen Haare erfasste, sprühten sie auf wie farbige Wunderkerzen. Mir kam es vor, als würde das Skelett anfangen zu tanzen.

Wenn ja, dann war es der Totentanz.

Helfen konnte es dem Nebelmörder nicht mehr. Der Satan hätte schon selbst erscheinen müssen, aber auch das war fraglich, ob er noch etwas hätte unternehmen können.

Farettis Mantel brannte lichterloh!

Er sah aus wie eine Märchenfigur. Die Arme hatte er hochgerissen. Das grünrote Feuer umhüllte ihn. Über seinem Kopf schlössen sich die Flammenspitzen zusammen, so dass von seinem Gesicht so gut wie nichts mehr zu erkennen war.

Nur eine verzerrte, zuckende Fratze, die allmählich verlief und sich schwärzte.

Ich hatte meine Pflicht getan, drehte mich um und ging zur Tür, wo mir eine Gestalt den Weg versperrte.

Es war Suko.

Ich deutete über die Schultern. »Der Nebelmörder war Dino Faretti, der Regisseur.«

Suko nickte nur. »Und sein Motiv?«

Ich hob die Schultern. »Tut mir leid, das kenne ich nicht. Aber du kannst ihn auch nicht mehr fragen.«

Das war tatsächlich nicht möglich, denn wo einmal Faretti gestanden hatte, lag ein Haufen schwarzer Asche, die die Überreste des Toten noch immer wie ein Mantel bedeckten…

***

Wir trafen uns im Studio, wo alles begonnen hatte. Das Entsetzen stand noch immer in den Gesichtern der Schauspieler geschrieben, denn ich hatte sie eingeweiht.

Auf dem Gelände selbst wimmelte es von Polizisten. Schwere und lichtstarke Standscheinwerfer waren aufgebaut worden, die gegen die graue Nebelflut ankämpften. Ob sie es schafften, war fraglich.

Neben mir saß Lorraine Carr. Sie war es auch, die uns mit leiser Stimme über das Motiv des Nebelmörders berichtete. Als einzige Person hatte er ihr einiges verraten, aber sie begriff es selbst noch nicht, und ihr Bericht wurde des Öfteren durch schluchzende Geräusche unterbrochen.

Dem Satan hatten wir mal wieder ein Schnippchen geschlagen. Dennoch war die Freude gedämpft, dieser Fall hatte drei Tote gekostet.

Blieb noch nachzutragen, dass der Film nie in die Kinos kam und auch nicht kommen wird, denn sämtliche Kopien sind vernichtet worden. Und das ist gut so…

***ENDE***